

# **Digitales Brandenburg**

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Deutsche Internierten-Zeitung**

**Bern, 1916**

Deutsche Internierten-Zeitung. Bern, 15. Oktober 1918. Heft Nr. 100.

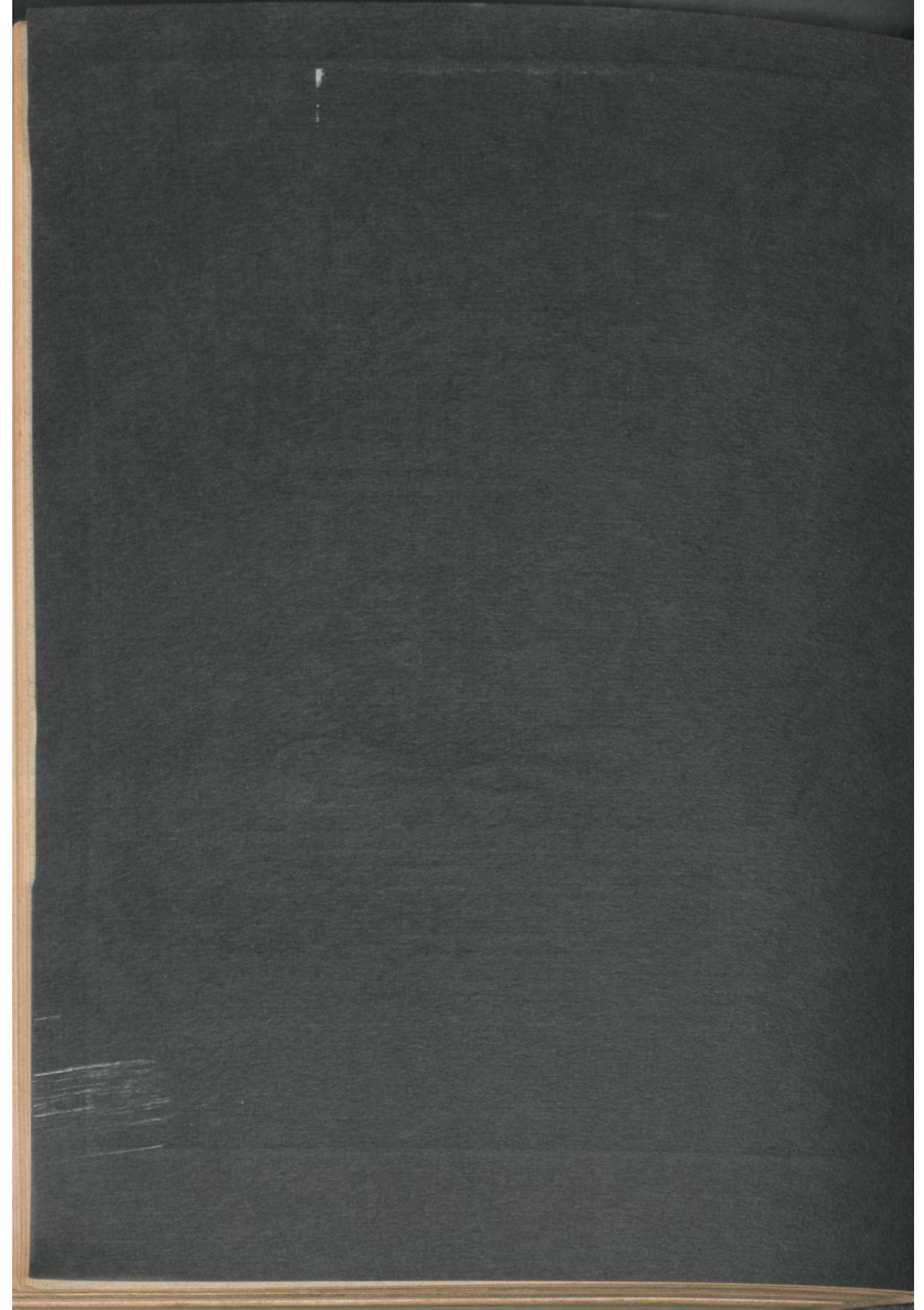
**urn:nbn:de:kobv:517-vlib-7160**

# Deutsche Internierten Zeitung

Nr. 100

Herausgegeben in Bern mit Genehmigung  
des schweizerischen Armeearztes von der  
Deutschen  
Kriegsgefangenen-Fürsorge  
Bern, 15. Oktober 1918 / Preis 40 Rp.







## INHALT:

M. Braun / Nur Brücke?  
L. Jacobskötter / Ausblicke.  
Dr. Gertrud Bäumer / Das  
Antlitz des Krieges.  
H. Lhotzky / Was werden die  
Feldgrauen lesen?  
P. Rohrbach / Gedanken aus  
Amerika.  
Dr. jur. W. Cramer / Deutsche  
Rechtsgeschichte in  
Goethes Faust II. Teil.  
Prof. Dr. J. Plassmann /  
Kalenderfragen.  
E. Sch. / Nationalspende und  
Deutsche Internierten-  
Lichtspiele.

### Kunst.

E. v. Bodmann / 2 Sonette.  
Prof. P. Behrens / Über den  
Zusammenhang des bau-  
künstlerischen Schaffens  
mit der Technik.  
Herm. Hesse / Die Nacht.  
E. Schnackenberg / Moder-  
sprak.  
F. Herczeg / Kleine Novellen.  
Dr. G. Molnar / Die unga-  
rische Musik.  
Herm. Hesse / Keine Rast.  
Komposition Othmar Schoeck.  
E. W. Chemnitz / 2 Gedichte.

### Bücherschau.

Manuskripte mit Hand-  
zeichnungen.  
K. Egli / 2 Jahre Weltkrieg,  
das 3. Jahr Weltkrieg.  
C. Hauptmann / Einhart der  
Lächler.  
C. Jentsch / Volks-  
wirtschaftslehre.  
W. Flex / Der Kanzler Klaus  
von Bismarck.

### Von den Internierten.

Luzern. Gersau. St. Gallen.

### A. d. Gefangenenlagern.

Vorwort zur „Denkschrift  
über die geistige Be-  
schäftigung der deutschen  
Kriegsgefangenen“ in  
Frankreich.  
Das geistige Leben in  
Orléans.  
Das Unterrichtswesen in  
Rouen-Biessard.  
Gräberpflanze in Le Havre.  
Die deutschen Gefangenen  
in Italien.  
Prüfungen auf Malta.  
Umzug und Septembervor-  
sandt der K. D. G. V.-Bern.  
Akademische Preis-  
ausschreiben für Kriegs-  
gefangene.

### Beilage:

Schweizer Mädchen. Dup-  
lex-Druck.





SCHWEIZER MÄDCHEN

W. Stuhlmann, Internierter





Martin Braun, Arosa / „NUR BRÜCKE“?  
 Ein Wort von heiligem Dienst.  
 Federzeichnung von Lothar Bickel, Int.

W eh, Ihr Grausamen!“, ächzte die Brücke, als grad wieder ein Wagen mit schwerem Kaufmannsgut über sie hinknarrte und das Fähnlein der Begleitschaft ihren Boden in unruhigem Takte schlug. „Weh, Ihr Grausamen! Warum nehmt Ihr mich nicht mit? Lasst meine Glieder wandern, lasst mich schaffen und helfen, wo es sei! Nur diese Arbeit nicht, dass ich wehrlos allen Qualen den Rücken beuge, nur diese nicht!..

Ja, als man mich baute und Stein zu Steinen fügte, da hatte ich noch den Glauben an hohe Berufung und würdigen Dienst. Aber was wurde aus allen Träumen dieser Jugend? Nur eine Brücke — stehe ich da! Und die Menschen lassen's mich entgelten, mit jedem Tritt stampfen sie das Verderben mir in Mark und Seele: nichts nütze, nur Brücke! nichts nütze, nur Brücke...“

Sie verstand nicht, warum die Fuhrleute heut hasteten, sie merkte es nicht, dass der Strom stärker und stärker an ihre Pfeiler stiess. Da war das Unheil geschehen. Das Letzte, was die Brücke sah, sah sie mit tieferstauntem Blick: die Menschen knieten am Ufer und dankten dem Himmel für die Rettung von Gut und Leben. Dann kam ihr das Ende, und nicht schlechter als Stümpfe eines zerborstenen Palastes ragten die Brückenköpfe zur Höhe.

Mit Eile und mit Fleiss haben die Leute nun gearbeitet, bis eine neue Brücke erstanden war, das reissende Wasser zu überwinden. Ob sie es wohl besser weiss, dass ihr Dienst Nutzen und Notwendigkeit ist? Ob die Menschen, die sie trägt, je wieder vergessen werden, dass Opferbringen ein heiliges Tun heisst? —

„Nur Brücke“? Hätten wir jetzt nur eine überall da, wo altes Gebäu gestürzt ist und Abgründe klaffen! Da steht der Mensch einsam inmitten des Wechsels unserer Tage, einsam auch bei aller Kameradschaft und Gemeinschaft. Sie büsst ja so leicht an Wert ein, wenn harte Notwendigkeit sie diktiert. Hinter jedem liegen Erfahrungen, die wohl das bittere Gefühl nähren können: Am besten hinein in steinkalte Isolierung! Ich bin, wie ich bin, und wer mit mir umgehen will, muss mich eben so nehmen!

Wo ist das Vertrauen, das Brücke sein könnte von Mensch zu Mensch? Das durch Blut und Leid besiegelte Vertrauen oder wenigstens das Vertrauen von einst? Und wenn's da wäre, wäre es nicht eben „nur“ Brücke? Wir brauchen doch mehr! Ein eigenes Kraftbewusstsein, das über sie hinstürmt, ja das sie entbehren kann und den Sprung über den Grund selbst wagt!

Und doch lässt solch eigenwilliger Drang zum Selbst das Herz arm, denn er bleibt Resignation. Und die besten Stunden bringen dem Menschen wieder das heimliche Verlangen nach Austausch und Vertrauen:

„Wir können einander viel Pein bereiten  
 Mit herben Blicken;  
 Wir tragen so schwer an Einsamkeiten  
 Und seh'n keine Brücken...“

Wir könnten einander so selig machen,  
 Wenn wir nur wollten...!  
 Es perlte gar bald ein frohes Lachen —  
 Wo Tränen rollten!“



Darum im tiefsten Grunde auch unser aller Sehnsucht, heimzukommen: die Brücke zu finden, die hinüberführt aus dem „Elend“ des verfeindeten Auslandes — so deuteten die Väter das Wort — in den Frieden des Verstehens und Vertrauens; in ein Land, wo wenigstens die Bedingungen dazu in vollkommener Weise für uns gegeben sind. Eine Brücke wölbt sich verheissungsvoll — das ist die Gesinnung, der das Grosswerk gelang, vor dem wir dankbar stehen. Manche sagen wohl, brennend in Ungeduld: „nur“ Brücke. Gewiss, aber doch Brücke, und jetzt schon Brücke, Brücke für viele! „Irgendwann muss doch einmal zwischen Volk und Volk so etwas aufkeimen wie eine Regung von Vertrauen . . .“ sagte Dr. Solf. Was hier schon geleistet worden ist an Elastizität gegenseitigen Verstehens und Förderns, das stellt eine Macht dar, die aus der Geschichte des werdenden Friedens nie mehr fortgedacht werden kann. Solange aber der ewige „Friede auf Erden“ nicht erreicht ist, müssen wir Menschen immer weiter den Zwiespalt empfinden, in dem auch alle andern Abgrundtiefen versinken, den Zwiespalt zwischen Wollen und Können, zwischen Mensch und Gott, Zeit und Ewigkeit. Vielen sind ihre Brückenstege, zumal wenn sie schon früher nicht festgefügt waren, im erbarmungslosen Kriege gänzlich zum Wanken und Stürzen gekommen. Andere — und man darf sie weder Pessimisten noch Schwärmer schelten — leisten freudigen Verzicht, wenn sie nun mit abgeklärter Erfahrung ins heimatliche Leben zurückkehren:

„Die Welt mit ihrem Gram und Glücke  
Will ich, ein Pilger, frohbereit  
Betreten nur wie eine Brücke  
Zu dir, Herr, über'm Strom der Zeit.“

Aber für uns, die wir von dieser Erde etwas Rechtes haben und ihr noch etwas Rechtes bringen wollen, ist damit nur eine Seite unserer Lebensanschauung genannt. Die Welt „nur“ Brücke? Für uns ist sie Brücke zu Gott und damit alles! Wir sehen in ihr den Schauplatz göttlicher Macht, die Bühne göttlicher Güte, die mit allem, was sie bringt in der Mannigfaltigkeit des Welterlebens, mit Frohem und Leidvollem, dem Menschen zu Diensten steht. Und kehren wir jetzt den Weg zurück, den wir über die Welt zu Gott genommen haben, so gilt uns die Welt noch einmal als Brücke — nun zu uns selbst. Und das ist der höchste Dienst, den sie uns gewähren kann.

Es soll wohl so sein, dass wir alle Brücken neu erbauen müssen, dass wir uns nicht mit halbem Basteln und Bessern begnügen dürfen. Der Geist unserer ersten Tage fordert ein neues Werden von jedem einzelnen. Und da danken wir es diesen Blättern, dass sie nicht als blosser Luxus gelten wollen, wie ihn sich wohl ein grosses Werk mit Recht leisten könnte — nein, dass sie ganz bewusst den Wunsch haben zu dienen und die Rückwege zu errichten zum Trauen und Freuen, zur Selbsttätigkeit und Selbstgewissheit. Es gilt so viel Vorurteile zu zerstreuen, so viel Anregungen auszugeben und weiterzusenden und all den Lesern hüben und drüben immer wieder zu sagen: Brücken, Brücken tun bitter not! Zum Brückenschlagen gehört adliger Sinn, überragender Geist, reifer Wille. Das ist heiliger, wahrhaft „pontificaler“, christustümlicher Dienst, indem er hilft, indem er selbstlos hilft, indem er zum Besten hilft. Ohne Opferbereitschaft keine Brücke — denn erst dadurch wird der Steg zur Brücke, dass er sich brauchen und treten lässt; und ohne Brücke kein Vorwärtsstürmen, kein Neuland — drum nutzt sie dankbar und froh, sie bleibt Euch dann nicht — „nur Brücke“!

### AUSBLICKE von Ludwig Jacobskötter, Domprediger in Bremen, z. Zt. Feldprediger, für die Deutsche Internierten-Zeitung.

Ich denke mir, dass es in dem Lande, in dem Ihr Fernen und doch so Nahen weilen dürft, Berge gibt, von denen man Deutschland sehen kann.

Ich weiss es nicht! Ich bin nie im Land der ganz hohen Berge gewesen. Aber ich denke mir das so. Vielleicht sieht man nicht das ganze Deutschland! Ich schreibe offenbaren Unsinn! Das ganze Deutschland kann ja niemand sehen! Von keinem noch so hohen Berge aus ist das ganze Deutschland zu sehen. Vollends jetzt nicht!

Aber vielleicht sieht man von einem Eurer Berge ein Stückchen von Deutschland, — einen Höhezug, einen fernen Turm, — einen blauen Schimmer, eine dämmernde Ahnung! Und zu dem, was man sieht, denkt man sich das Uebrige hinzu, was man nicht sieht. Mit der Seele suchend, mit der Seele es ersahnend, mit der Seele es schauend! Weil die Seele es tief, tiefer als alle Bergseen der Welt in sich trägt und es so heiss, heisser als alle Sonnen des Himmels ersehnt!

Ich könnte mir denken, dass zu diesem Berg hinauf mancher pilgert! Wie zu einem Gnadenort hinauf wallfahrt! Vielleicht sogar, wenn Wolken bis ins Tal hängen und gar keine Aussicht ist! Nur um oben gewesen zu sein, wo der weite Ausblick möglich ist, wenn — — —

Die Welt der Berge ist voller Symbolik, voller Gleichnisse. Darin liegt zum guten Teil ihre Anziehungskraft und ihr Erholung spendender Segen für uns moderne Menschen!

Denn wir sind Menschen des Tals, wo das Brot wächst und die Flüsse Mühlen treiben und Schiffe tragen, aber wir bedürfen der Berge, um des grossen Ueberblicks, um der weiten Ausblicke willen!



Vor allen Dingen, scheint mir, dann, wenn der Nebel ins Tal drückt und die Wolken nicht weichen wollen und die grosse Einsamkeit uns befällt und die grosse Trauer uns müde, sterbensmüde macht. Allein ein tiefer Zug aus dem Wollen, aus den Quellen des Lebens oder ein Blick aufs Ganze, aufs grosse Ganze vermag dann zu stärken und zu trösten.

Wir müssen eben immer wieder in Beziehung treten mit den lebendigen Kräften, die in der Tiefe wirken, und mit dem heiligen Sinn, der im Ganzen waltet.

Und darum die Berge! Gingen sie verloren, dann müssten wir Menschen alles daransetzen, um sie wieder aufzubauen! Wir würdens wahrscheinlich nicht können! Gott sei dank, dass wirs nicht brauchen! Dass die Berge da sind! Und da bleiben!

Auch jetzt sind sie da! Auch jetzt sind Ausblicke möglich!

Kämpft Euch nur hindurch durch alle Nebel und Regengüsse und Gewitter! Ueberwindet nur Steingeröll und Felsenspalten und Gletscherfelder! Lasst Euch nur anseilen an die, die es geübt haben und erfahrene Bergsteiger sind! Haut nur getrost in den Granit Stufe um Stufe, bis auch die sprödeste Klippe zur Leiter werden muss — und lasst Euch nicht abhalten vom dumpfen Getöse des Tales, noch vom Zweifel der Mutlosen und von der Trägheit der Satten und Sehnsuchtslosen!

Steigt nur hinauf und Ihr werdet Ausblicke erleben!

Das Rätsel liegt eben darin, dass man einen Standort gewinnt, der über dem alltäglichen Durchschnitt liegt! Das Gewiss, das ist in den Zeiten besonders schwer, in denen schon der Alltag eine ungewöhnliche Höhe, etwas Ueberlebensgrosses hat und womöglich noch dazu in Wellen auf- und niedergeht!

Aber gerade dann tut uns ein Ausblick von sicherer Höhe besonders not! Weil das Ganze in Bewegung ist und wir selbst bis ins Innerste bewegt nun erst recht wissen müssen, wohin dieser alle und alles ergreifende Sturm die Welt reissen will!

Im Weltensturm, der alles in Bewegung bringt, hinauf auf sichere Höhe zum Ausblick — das ist das Ziel! Was ist's für eine Bewegung? Wohin führt sie?

Was ist das für eine Bewegung, die die ganze Welt im wahrsten Sinn des Wortes auf die Beine gebracht hat, in die Waffen, auf die Schlachtfelder, in die Schiffe, in die Luft, ins Meer, ja tiefer noch, viel tiefer noch in Blut und Tränen und namenloses Elend, das kein Mund sagen und kein Herz ganz durchleben und keine Feder beschreiben kann? Was ist das für eine Bewegung, die mehr als die halbe Welt gegen Deutschland in Marsch gesetzt hat, die Völker in die Wüsten feindseligen Wahns und in die Höllengründe gegenseitiger Verhetzung zu reissen droht? Was ist das für eine Bewegung, die sich durch die Völker hindurch wühlt wie ein fressendes Ungeheuer und ein verzehrendes Feuerungetüm mit unterirdischem Donnern und überirdischem Flammenschein? Was ist das für eine Bewegung, die Trümmer sät und über wohlbebautes altes Kulturland mit einem Riesenpflug Furchen zieht, die bis in die innersten Herzenskammern Wunden reissen?

Wohin will diese Bewegung, die so blind und stumm und taub vorwärts zu stürmen scheint, ohne dass sie ein einzelner zu beschreiben und zu ergründen und zu zähmen vermag, wieviele auch sich zu ihren Wortführern aufwerfen und sich als ihre Herren und Meister aufspielen? Wohin will diese Bewegung, die alles, was an heiligen Kräften und hohen ewigen Feuern in uns lebt, in sich hineinschlingt und doch nur alles in ein Nichts und in ein tolles Chaos zu verschlingen scheint? Wohin will diese Bewegung, die keiner gerufen haben will, und die doch alle ruft und noch lange, unabsehbar lange, wenn der Lärm des Krieges längst verhallt sein wird, in ihren Dienst rufen wird?

Ich will nicht länger stammeln von dem, was uns erscheint als das, was da ist, sondern reden von dem, was darin ist, was dahinter steckt, was daraus erscheinen soll!

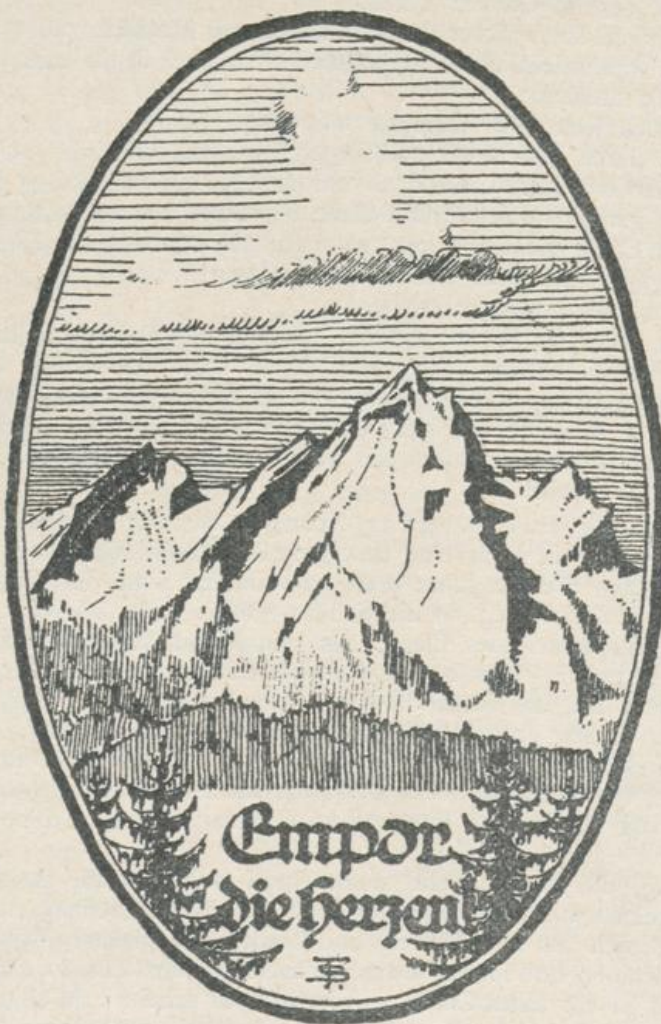
Diese Weltbewegung ist eine Lebensbewegung und eine Völkerlebensbewegung und eine Menschheitsbewegung, und sie will führen zu einem neuen deutschen Leben und zu einem neuen Völkerleben und zu einem neuen Menschheitsleben!

Sie werden es nicht vernichten, niemals, sie werden es stehen lassen, ja sich neu finden und auferstehen lassen müssen, das neue deutsche Leben! Dies deutsche Leben ist auf einem schweren Kreuzgang begriffen büssend für alle seine Sünden, die im tiefsten Grund darin lagen, dass wir noch nicht deutsch genug waren und soviel Deutsches verloren hatten trotz aller Entwicklung zu Deutschlands Grösse, — büssend und leidend für unsere Heiligtümer, die man verkennt und verleumdet und anklagt und hasst, weil sie bis jetzt nur deutsch sind und allerdings auch immer deutsch bleiben müssen! Büssend und leidend, kämpfend und sich behauptend wird das deutsche Leben neu werden im neuen deutschen Volk!

Nehmt alles nur in allem, Ihr könnt keinen grösseren Namen finden für das, was das deutsche Volk werden soll und im Kerne geworden ist in dieser Kampfzeit als das Wort: Volk! Ich hab' es gesehen daheim und hab' es gesehen draussen! Und ich lasse mich durch keine Sünde wider das Volk und durch keine Schatten über dem Volk darin irre machen, dass es im tiefsten Sinn zum Volke, zur lebendigen, tätigen, eigenartigen, geistigen, sittlichen, religiösen Arbeits- und Erlebnismgemeinschaft werden wird und im Grunde geworden ist in dieser Zeit! Sein Leib blutet, seine Seele leidet und ist mannigfach überdunkelt in dieser Zeit, aber die Geburt geht vorwärts, und die Mutter wird nicht sterben, sie habe denn das neue Kind zur Welt gebracht! — —



Sie werden nicht vernichtet werden, die Völker, die jetzt leiden und kämpfen und sich zerfleischen! Sie gehen ihren schweren Kreuzgang, büssend für ihre Sünden, dass sie noch nicht genug Volk waren und sich gegenseitig noch lange nicht ernst und wahr und tief und eigenartig genug als Volk erlebt haben! Weder in der eigenen Leitung ihrer Völker noch gar in den gegenseitigen Beziehungen ist zum beherrschenden Ausdruck gekommen, was die Völker sind und sein sollen! Die Krankheit, die hier alle schändet, der Wahn, der hier alle blind macht, wird durch die schmerzliche Erfahrung dieser Leidenszeit, vor allem aber durch eine Erfahrung geheilt werden, die allen Völkern widerfahren soll! Und diese eine Erfahrung wird die Tatsache sein, dass das deutsche Volk nicht zu vernichten ist, ja dass es als deutsches Volk ein wahrhaftiges Volk zu sein das Recht und die Kraft und den Beruf hat! Dieses Völkererlebnis von dem, was ein Volk ist und wie die Völker zueinander stehen müssen, soll und wird an dem Erlebnis des deutschen Volkes zu seiner Tiefe und heilenden, segnenden Kraft kommen.



der Geschichte der Gegenwart lebende Menschheit so oder so, handelnd oder leidend, in Bewegung gebracht worden ist, wird eine neue Menschheit daraus hervorgehen. Das neue daran wird das Einheitsbewusstsein der auf diesem Planeten zu einem gemeinsamen Schicksal zusammen gebundenen und zu der Aufgabe der Bildung einer gegliederten Gemeinschaft berufenen Erdenkinder sein! Wie dieses Einheitsbewusstsein, das sich jetzt nur im Kriege betätigt, zu einem Einigkeitsbewusstsein werde, das ist das Menschheitsproblem, an dessen ersten Lösungsversuchen wir jetzt zu arbeiten gezwungen werden!

Sie wird nicht vernichtet werden, die Menschheit, durch diesen Welt- und Menschheitskrieg! Gerade, weil es der erste Menschheitskrieg ist, in dem die ganze im Licht wird sich erweisen, dass diese heiligsten Menschheitsgüter und grössten Menschheitsgedanken nicht jenen Zauberlehrlingen gehorchen, die diese Kräfte aus dem Geistesreich für ihre Zwecke gerufen haben, sondern nur dem Meister, zu dem sie in Wahrheit gehören! Und je gewisser wir Deutschen in unserm innersten Wesen und Willen auf die Seite dieses Meisters gehören, um so eher wird die Geschichte dieser Menschheitsideen durch die Selbstbehauptung des deutschen Volkes ihrer tatsächlichen Entfaltung und Verwirklichung entgegengeführt werden!

Es ist dabei ausserordentlich, ja überragend bedeutungsvoll, dass dieses Stadium des Krieges unter dem Banner und im Banne höchster Ideen, wie Freiheit, Gerechtigkeit und Geistesentwicklung steht! Es

Ich bin im Lande der ganz hohen Berge nie gewesen! Aber ich kenne die Berge, von denen uns Hilfe kommt, und den, der Himmel und Erde gemacht hat!

Meine Bitte ist, dass er uns Deutsche in dieser Sturmwolkenzeit und langen schweren Regenperiode nicht aus dem Lande vertreibe, sondern fest darin interniere, in dem sich jene Gipfel in den Himmel recken, von denen Ausblicke aufs grosse Ganze möglich sind!

Und zeigten sie auch nur ferne Höhenzüge und dämmernde Ahnungen, wenn nur die Seele da ist, die schauen, suchen und ersehnen kann, dann kommt das Ganze in eine Lebensbewegung, für die gelebt und bis zum Tod gekämpft zu haben des Lebens wert ist!

**Dr. Gertrud Bäumer / DAS ANTLITZ DES KRIEGES.**

An keiner Stelle, so dünkt es einem zuweilen, spricht der Krieg eine so erschütternde Sprache, als in den Menschengesichtern. Hier ist seine letzte seelische Wirklichkeit, das, was er den Menschen und was er aus ihnen gemacht hat, sichtbar und unvergänglich geworden.



Wir entdeckten die Schriftzüge dieser schicksalschweren Sprache, als die ersten Männer, die draussen im Trommelfeuer gewesen waren, zu uns zurückkamen. Tausend liebegefüllte Augen rätselten damals an dem Unbekannten in ganz vertrauten Zügen, und tausend Schicksale eng verbundener Menschen bedrohte die Fremdheit aus den Wirkungen von Erlebnissen, die den einen bis ins Tiefste erschüttern und dem andern unvorstellbar bleiben müssen. Damals begann der Kampf der Liebe gegen dieses Auseinandergedrängtwerden durch die Wucht und Dauer nie gekannter Eindrücke und Anforderungen, jener Kampf, dessen Siege und Niederlagen wieder neue Zeichen in das Antlitz der Menschen eintrugen.

Denn wo das Verbundensein zweier Seelen über diese Mächte der Entfremdung hinauswuchs, da hatte die Liebe, sich aus sich selbst geheimnisvoll verstärkend, einen Beweis von Ewigkeit erbracht und empfangen, der die Menschen in ihrem ganzen Wesen erhöhte und adelte. Wo sie immer wieder die „Nacht der Ferne“ zu durchdringen und zu erhellen vermochte, da war sie ihrer selbst über alle Alltagsmasse hinaus gewiss geworden, und diese Gewissheit war neue Tiefe und Innigkeit. Wem das Mitklingen eignen Erlebens den Blick dafür gibt, der kann Zeugnisse dafür immer wieder sehen, wenn die Urlauberzüge ankommen: das Blitzen und Leuchten solcher Siege der unverwelkten Liebe in den einander grüssenden Augen, ein so sieghaftes, glückliches Vertrautsein, dass es zwei Menschen zu Herren auch der drückendsten äussern Schicksale macht. In der Art, wie sich Hände ineinander legen, kann ausgesprochen sein, dass in einer aus allen Bahnen gerissenen Welt das Herz seine Schätze festhält und vermehren kann. Und dieses Erleben der Wahrheit, dass „die Liebe nimmer aufhört“, ist etwas so Grosses — mitten in all den demütigenden Beweisen menschlicher Enge und Selbstsucht —, dass der erschütterte Menschheitsglaube allein daran seine Sicherheit wieder gewinnen kann.

Denn wir wissen auch um andern Tatsachen. Wir kennen auch das Ueberwältigtsein des Herzens durch die Zeit und die Not. Die Seelengeschichte des Krieges umfasst auch das traurige Kapitel des Stumpfwerdens, des unaufhaltsamen Zerfallens menschlicher Gemeinschaft. Und dies Dahinsiechen der Gemütsmächte, das man glanzlos gewordenen Gesichtern ansieht, umfasst vielleicht die bedrückendsten der inneren Begebenheiten, in denen die Völkertragödie sich in den Seelen abspielt. Auf dem verarmten Boden wächst dann das Bedürfnis nach Betäubung. Man kann die von dumpfem Leid begleitete Ebbe des Gefühls gerade an den Stellen erkennen, an denen sich mitten im schauerlichen Ernst die laute Freude auslebt: man kann in Restaurants und im Theater Menschen sehen, die das seltene Zusammensein von aussenher füllen müssen, weil ihnen von innen nichts mehr quillt, weil sie nichts mehr miteinander anfangen können. Solche leeren, glanzlos gewordenen Gesichter sagen einem, dass es Schlimmeres gibt als den Tod.

Denn in wie manchem Antlitz haben wir in diesen Jahren mit ehrfürchtiger Erschütterung den Sieg der Seele über jeden ihr angetanen Raub erkannt! Schmerzgeprägte Gesichter von Müttern tauchen aus der Erinnerung an das dunkle Meer von Leid, das an uns vorüber geflossen ist. Gesichter, die man hundertfach wieder erkennt, wenn man sie einmal von innen heraus verstanden hat, auch wenn sie der schwarze Schleier schon lange nicht mehr umrahmt. Ganz im Grunde ihrer Augen ist eine stumme Frage, ein letzter schwerer Zweifel am Sinn dieses Geschehens. Es ist etwas in ihnen, das niemals mit dem Krieg eins werden kann, das zum Schweigen gebracht, zurückgedrängt wird, und sich doch immer wieder regt, der letzte Protest derer, die nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben da sind. Dieses in immer neu erkämpfte Ergebung gebettete Leiden des Muttergefühls an der blutigen Bestimmung der Zeit prägt sie alle, auch die Heroischen.

Welche Siege stehen in diesen mütterlichen Gesichtern verzeichnet! Dass sie Bitterkeit in verstehendem Schmerz zu wandeln verstanden, dass aus der grausamen Leere wieder Wärme quoll, dass sie es vermochten, über den Abgrund hinweg, der das Fortleben des eigenen Blutes abbricht, ihre Seele wieder dem Leben zuzuwenden, irgend einer Pflicht, irgend einem Bedürfnis nach bestimmungslos gewordener Kraft! Und dass sie das alles, diese schöpferische Tat, wieder leben zu wollen, aus unendlicher Müdigkeit heraus zustande brachten, mit missbrauchten Nerven und überlasteter Kraft! Es müsste ein ganz grosser Künstler festhalten, was diese Ueberwindungen in das Gesicht der Mutter eingezeichnet haben: Glanz aus Tränen, ein aus dem eigenen Schmerz erwachsenes Erbarmen für das grosse gemeinsame Menschenleid, und die dem blutenden Herzen immer wieder abgezwungene Bereitschaft, dabei zu sein und dem grossen Ganzen zu gehören.

Wir sind wohl alle sehr verändert durch diese Jahre. Immer, wenn man nahestehende Menschen nach längerer Zeit wieder sieht, schaut einen aus irgend welchen ungekannten Spuren das Antlitz des Krieges an. Es ist mehr als die Wirkung unserer allgemeinen Hungerstrapaze. Es ist die neue Verteilung von Last und Kraft in unserem Leben. Alle Gesichter sind stärker geprägt durch seelische Anspannung: Anspannung der Arbeit, des Ertragens, des Fertigwerdens mit Schmerz und Sehnsucht, Aufgebot des Willens und aller schöpferischen Seelenmächte aus den innersten Gründen her, um sich des immer schwerer werdenden Alltags zu erwehren. Wir haben, das lesen wir aus den Zügen unserer Nächsten in immer neuen Zeugnissen, Wasser aus dem Felsen schlagen müssen, unsere Seele hat den Körper tausendfach besiegt im Dienste der unerschöpflichen Pflichten, in die sich die eine grosse Aufgabe des Widerstandes über uns verteilte. Die wunderbare Anpassungskraft, die in der wirtschaftlichen Organisation Ersatz- und Entbehrungsmöglichkeiten ohne Zahl schuf, hat sich auch der Seele mitgeteilt. Tausende haben bewiesen, mit wie wenig Glücksquellen man seine Seele lebendig erhalten kann, wenn es sein muss. Und dieser Beweis hat ihren Gesichtern den Stempel einer Macht des Geistes und Willens aufgeprägt, den sie nicht wieder ver-



lieren können. Trotz alles Allzumenschlichen, das wir auch an uns und andern erfahren haben, trotz der Vielzuvielen, die sich in Stumpfheit, Gleichgiltigkeit und Materialismus geflüchtet haben — die Seele derer, die sich innerlich zu behaupten wussten, ist grösser, wärmer und weicher geworden in diesen Jahren, und die Menschen, die einst mit diesen von schwer errungenen geistigen Siegen geprägten Zügen die Schwelle des Friedens überschreiten werden, bringen dem Wiederaufbau des Lebens den tiefen Ernst derer mit, von denen es heisst: „Siehe, ein Mann, der in der Hölle gewesen ist“.

## Heinrich Lhotzky / WAS WERDEN DIE FELDGRAUEN LESEN?

Es war noch niemals so undankbar, Prophet zu sein, wie in diesem Kriege, denn alle Prophezeiungen sind nicht eingetroffen. Darum lässt man sie besser. Aber ein wenig wetten darf man doch, und ich wette, dass der Krieg auch den Einfluss haben wird, dass noch viel grössere Kreise unseres Volkes lesen werden, und ich weiss auch, was sie lesen werden.

Was lesen die Kreise des Volkes überhaupt? Wir haben anerkannt gute Volksschriften, z. B. Schriften von Jeremias Gotthelf und ähnliche. Wir haben sehr viele treffliche Volksschriften allerart, die das Volk lesen soll, wir haben viel benutzte treffliche Volksbüchereien, aber kann man eigentlich sagen, dass die breiten Massen des Volkes wirklich lesen, was sie lesen sollen? Alle diese vorzüglichen Sachen gehen kaum über Kreise hinaus, die irgendwie religiös oder sonst in gutem Sinne geleitet sind. Die eigentlichen Massen sind nicht geleitet, und über Hintertreppen gehen nicht die Sachen, die gelesen werden sollen.

Was ist eigentlich die vielgeschmähte Hintertreppe? Ueber die Hintertreppe geht der kleine Händler, die Köchin, das Dienstmädchen, der Laufbursche. Wer sind die? Das sind die künftigen Erzeuger eines neuen Geschlechts, der Mutterschoss für unseres Volkes Zukunft. Die Hintertreppe ist der Weg des Volkes in das Herrschaftshaus. Dort sind die Kreise, die noch am ehesten Kinder kriegen. Die Salons sterben aus. Salons haben das an sich. Von der Hintertreppe werden sie neu bevölkert durch Blutauffrischung aus dem Volksboden.

Also ist die Hintertreppenliteratur, die so sehr verachtete, das wichtigste Schrifttum unseres Volkes. Wäre ich begabt genug, so wollte ich nur für die Hintertreppe schreiben, nicht solches Zeug, was man dort lesen soll, sondern das, wonach man auf der Hintertreppe greift. Ich habe nie den Ruhm unserer grossen und bekannten Schriftsteller beneidet, die Wassermann, Kellermann, Thomas Mann, Heinrich Mann, Hauptmann, Sudermann und wie sie alle heissen. Diese Männer schreiben nur für kleine Kreise, die man besser auf Kriegskost und Bücherkarten setzen sollte mit sechs bücherlosen Tagen wöchentlich. Das Volk versteht diesen Geschmack nicht und das ganze Schrifttum nicht. Es hat einen ganz anderen Geschmack. Ihm gefällt das, was in den „besseren Kreisen“ für geschmacklos gilt, was sich im guten Buchladen kaum sehen lassen darf. Das Wort Hintertreppe sagt übrigens noch mehr. Es schliesst von seinem Schrifttum auch weite Kreise aus. Es gibt nur in den Städten Hintertreppen. Auf dem Lande gibt's keine Hintertreppen. Dort geht auch das Volksbuch nicht aus und ein. Wir haben weite Kreise, die überhaupt nicht lesen, namentlich alle bäuerlichen. Soll man die ans Lesen gewöhnen und in allen Dörfern künstliche Volksbüchereien errichten? Das ist ganz überflüssig. Wartet ruhig, bis diese Leute von selbst nach dem Buche greifen. Dann gebt's ihnen und „bildet“ ihren Geschmack, wenn ihr durchaus bilden müsst. Ländliche Kreise haben eigentlich weit Besseres als ein Buch bieten kann. Sie haben die freie Natur, in und mit der sie leben, die unerschöpflichen Gesprächsstoff bietet, und die Gedanken, die überhaupt da sind, beschäftigt. Zur Bildung sind Bücher nicht notwendig. Es hat grosse Zeiten der Menschheit gegeben, die herrlich lebten ganz ohne Buch, denen man Bildung nicht einmal absprechen kann. Die Erzväter lebten ganz ohne Buch und waren sicherlich hochgebildete Menschen ihrer Zeit. Es ist mit dem Buch eine eigne Sache. Wer mit und zum Buche gezogen ist, den lässt es nicht mehr los, der kommt ohne Buch nicht mehr aus. Es ist mit vielem so. Mit der Politik ist es so und mit dem Börsenspiel. Wer sich damit befasst, der mag's tun, aber dazu anleiten und „erwecken“ möchte ich niemanden. Man soll auch Kinder nicht wecken. Sie werden durch erweckliche Tätigkeit nur übernünftig und aufgereggt. Man soll schlafende Volkskreise nicht vor der Zeit aus dem Schlafe ziehen. Sie werden schon aufwachen, wenn's Zeit ist, auch wenn wir's nicht erleben.

Aber die Hintertreppe liest, und mit ihr ungeahnt grosse Massen. Warum liest sie? Weil auf ihr der Alltag am schwersten lastet, und weil sie aus dem Alltag flüchten möchte, in ein Gebiet, das sie sonst nicht erreicht, in ein Gebiet des Aufatmens, der Erholung, der Freude.

Darum ist das Buch der Hintertreppe ganz gewiss kein Kunsterzeugnis, es bietet sicher keine literarischen Leckerbissen, es ist das Buch der Anspruchslosigkeit für Menschen, denen die Last des Daseins literarische Bedürfnislosigkeit aufnötigt. Selbst arm an Geist, geht er milde und freundlich um mit den Armen im Geiste! Wie es Menschen gibt, die sich lange überlegen müssen, ob sie einen neuen Anzug, ein neues Gerät, irgend etwas Besseres an Stelle ihres alten Gelumps setzen sollen, so müssen sich auch viele überlegen, ob sie den Mut und Freudigkeit zuwege bringen, sich an ein Buch des „besseren“ Schrifttums heranzumachen. Sie greifen nach dem Volksbuch. Das sind die Kreise, die nicht ins Theater gehen. Dort wird ja jetzt nach Reinhardtscher Art im Finstern gespielt. Da geht man lieber ins Kino.



Ist aber das Volksbuch kein Kunsterzeugnis, so ist's ein Naturerzeugnis. Es ist, wie die Luft ist, wie das Wasser ist. Kein Mensch denkt dran, Wasser zusammenzusetzen aus zwei H und einem O. So ist das Volksbuch da mit natürlicher Notwendigkeit. Es drückt sich ganz von selbst, weil es das einzige ist, das die wirklich grossen Auflagen erlebt. Es würde auch kein Mensch von dem Buche der Hintertreppe, dem Buche des „schlechten“ Geschmacks reden, wenn es nicht tatsächlich die ungeheure Verbreitung hätte, und es hätte sie nicht, wenn es nicht einem wirklichen Bedürfnis entgegen käme. Statt darüber zu schimpfen, sollte man es lieber studieren. Man könnte mancherlei daraus lernen. Namentlich Wichtiges über die Naturgeschichte des Volkes.

Der Inhalt des Volksbuches hängt aufs engste zusammen mit der gesamten Naturgeschichte. Alles Leben wird beherrscht durch zwei gewaltige Triebe, die an sich heilig sind, weil die Natur, weil Gott sie gepflanzt hat. Der Haupttrieb ist der Hunger. Erst wenn dieser gestillt ist, und ausreichend gestillt ist, regt sich die Liebe. Bei dem Menschen sind diese Triebe zweiseitig vorhanden. Ausser dem Gebiete des Körperlichen geben sie sich im Seelischen kund. Sie müssen sich notwendig in dem Naturerzeugnis des Buches wieder spiegeln. Dem Magen hunger entspricht der Seelen hunger und erscheint hier als Trieb nach dem Unbekannten, Geheimnisvollen, Abenteuerlichen, Phantastischen. Das wird also der Hauptinhalt der Bücher sein, nach denen das Volk greift. Dem wird sich zugesellen ein Ton von Zote, die dem Volke ganz natürlich und selbstverständlich ist und ihm auch nicht sonderlich schadet. Sie wird im eigentlichen Volksbuch der Hintertreppe nur eine Nebenrolle spielen. Eine weit geringere als im Schrifttum des „guten“ Geschmacks, wo sie den prachtvollen vornehmen Namen Erotik trägt, und wo die Kunst ihren Schild darüber hält. Das echte Volksbuch führt aus dem grauen Alltag in das Land der goldenen Phantasie, in das Unerhörte, gleichviel ob es mit Karl May zu den Indianern oder mit Robert Kraft in die fernsten Meere und Inseln oder mit Sherlock Holmes in die geheimnisvollsten Verbrecherhöhlen oder mit Jules Verne auf den Mond führt. Das ist im allgemeinen das Volksbuch. Nun aber meine Wette. Der Weltkrieg hat zwei Dinge bewirkt, die er nicht beabsichtigt hat. Er hat das Buch in den Schützengraben geführt und Menschen ans Buch gewöhnt, die in Friedenszeiten nicht lesen würden. Sie werden aber weiterlesen, denn wen das Buch hat, den lässt es nicht los. Zweitens hat er in einer Weise die Phantasie des Volkes erweckt, wie nichts Anderes imstande dazu wäre. Es gibt in unserer ganzen Geschichte nur eine Ereigniskette, die ähnlich wie der Weltkrieg gewirkt hat. Das waren die Kreuzzüge.

Damals bewegten sich einige wenige deutsche Landsknechte zum ersten Male nach dem Orient und lernten die Mittelmeerlande, Türkei und Palästina kennen. Was sie heimbrachten, war der Sinn für das Abenteuer, das Märchen, das Geheimnis, mit dem der erwachte Seelen hunger gestillt werden sollte. Auf die Kreuzzüge folgte die Zeit der Minnesänger und Phantasten.

Was sind aber die Kreuzzüge gegen den Weltkrieg! Unsere Feldgrauen zogen durch die Strassen des märchenhaften Konstantinopels und lagen Jahr um Jahr am Goldenen Horn und im Bosphorus. Ich hörte sie in einer Kneipe türkisch schwatzen, als hätten sie's nie anders gekonnt. Sie waren in Palästina, aber auch in Mesopotamien, durchmassen das Schwarze Meer, kämpften im Kaukasus, redeten in Odessa und rangen um Bessarabien, standen in Serbien, Bulgarien und Italien. Die Wälder Wolhyniens, die wenig betretenen, blieben ihnen nicht verschlossen, im geheimnisvollen Baltikum, in der Skären Finnlands und seinen märchenhaften Seen war ihr Kampfgebiet, Flandern und Frankreich wurden ihnen zweite Heimat. Auf und unter allen Meeren rangen deutsche Männer um den Sieg. Sie haben eine Weltkunde bekommen, wie nie ein Volk. Warum kam aus England, Amerika und Frankreich der Abenteuerroman zu uns? Weil jene Völker mit fremden Ländern Abenteuer zu bestehen hatten. Was wird erst dieses unerhörte Erleben für Einfluss auf unser Volksbuch haben! Die Zurückkehrenden werden Kindern und Enkeln erzählen von den Wundern der grossen Zeit und der weiten Welt, die sie kennen lernten, wie sonst kein Weltreisender. Sie lebten, sie kämpften und bluteten in den fernsten Weltwinkeln. Ob da nicht mancher verwundete Krüppel zur Feder greift und Phantasien schreibt wie Robert Kraft, der Matrose und Seefahrer, der Handwerksbursche und afrikanische Postkutscher, der in hundert Bänden seine glühende Phantasie abkühlte? Wer kennt ihn? Der Buchhändler nicht. Aber die Hintertreppe.

Es sind sehr begabte Menschen im Volke. Auch wenn sie nicht viel gelernt haben, werden sie denken und schreiben lernen, und ihre Werke werden über die Hintertreppen gehen. Wer hilft die grossen Schriftsteller mit suchen, die das schreiben, wonach das Volk wirklich greift? Sie sind namenlos. Vielleicht „entdeckt“ man sie, wenn sie längst tot sind. Sie tragen an sich nicht das Parfüm des Salons, aber den Erdgeruch echten Volkstums. Ob nicht Homer erst über die Hintertreppe gegangen ist und mancher Grosse? Und dort lebte, bis ihn die Schule tötete und zu Grammatik verarbeitete!

Also ich wette, dass das Buch nach dem Kriege weite Volkskreise erfassen wird, und dass das Volksbuch nicht das religiöse, nicht das belehrende, nicht das moralische, sondern das phantastische Buch sein wird, und dass auch Deutschland Volksschriftsteller und Dichter hervorbringen wird, die die besten Ausländer überragen werden, die mit der Begabung Karl Mays, Robert Krafts und ähnlicher das kommende Geschlecht erfreuen werden, und was sie schreiben werden, und was die Hintertreppen lesen werden, das wird in das Gebiet der Phantasie gehören. Es wird ein Verdienst sein, die rechten Federn zu entdecken und dann ein klein wenig zu leiten, dass sie die schlimmsten Auswüchse vermeiden.



## Paul Rohrbach / GEDANKEN AUS AMERIKA. Was der Amerikaner von Deutschland lernt.

In einer grösseren Stadt im Westen der Vereinigten Staaten ging ich in eine Buchhandlung, bat um ein Verzeichnis der von Schulwegen eingeführten Bücher und Lehrmittel an den höheren Unterrichtsanstalten des Staates und kaufte, zur Lektüre unterwegs und um mir eine Vorstellung von dem amerikanischen Schulbetrieb zu machen, zwei Bücher: Redway and Hinman, Natural Complete Geography und West, Modern History, Europa von Karl dem Grossen bis auf die Gegenwart. Beide Werke sind in den amerikanischen Schulen sehr verbreitet, amtlich für den Unterricht eingeführt, und Hunderttausende von Schülern und Schülerinnen beziehen aus ihnen ihr Wissen über Erdkunde und geschichtliche Dinge. Der Unterricht in Erdkunde hört in Amerika wie bei uns bereits auf der Mittelstufe der höheren Schule auf. Man wird also, namentlich über ausseramerikanische Länder, keine besonders ausführliche oder tiefgründige Bearbeitung des Stoffes verlangen. Einigermassen erstaunlich ist es aber doch, was da über Deutschland vorgetragen wird. Alles in allem kommen auf Deutschland in einem Werk von 152 doppelspaltigen grossen Quartseiten mit Karten und Abbildungen, einschliesslich der Kolonien und des Grossherzogtums Luxemburg, 71 Zeilen und eine Abbildung, die vermutlich Burg Stolzenfels am Rhein darstellen soll. Der Text lautet etwa folgendermassen:

„Die südliche Hälfte des Deutschen Reiches liegt auf dem Alpenplateau, von dem mehrere Gruppen niedriger und stark gewüdnere vulkanischer Berge sich erheben. Das sandige Tiefland des Nordens ist bedeckt mit den Ablagerungen des alten skandinavischen Gletschers. Der Rhein ist der Hauptfluss Deutschlands; er hat sich ein enges malerisches Tal durch das Plateau gegraben, und die steilen Abhänge sind für Weinberge terrassiert und mit den Ruinen alter Schlösser gekrönt. In seinem Unterlauf hat der Fluss eine weite flache Ebene abgelagert, die mit Wiesen und fruchtbaren Feldern bedeckt ist. Etwa neun Zehntel von Deutschland sind produktiv. Grosse Flächen gehören dem Getreidebau; an anderen Stellen liefert der sandige Boden einen Ueberfluss an Zuckerrüben und Kartoffeln. Ein grosser Teil des südlichen Hochlandes ist mit Wäldern bedeckt, die bedeutende Erträge geben, und die Flusstäler sind berühmt durch ihre Weingärten. Roggen ist das am meisten angebaute Getreide, und die gewöhnliche Volksnahrung ist dunkles Roggenbrot.

Unter den europäischen Ländern nimmt Deutschland den ersten Rang in der Produktion von Eisenerz ein, den zweiten in bezug auf Kohlen, und es übertrifft alle anderen Länder der Welt in seiner Zinkproduktion; ausserdem gewinnt man Kupfer, Blei, Silber, Sand und Ton zur Glas- und Porzellanfabrikation, endlich Salz. Gleich England ist Deutschland ein grosses Industrieland. Es werden mehr Lebensmittel gewonnen, als in irgendeinem anderen Lande, ausgenommen die Vereinigten Staaten, und zwar hauptsächlich alkoholische Getränke und Rübenzucker. Der grösste Teil des Zuckers, der in Europa gebraucht wird, ist in Deutschland hergestellt. Demnächst an Wichtigkeit kommen die Woll-, Baumwoll-, Seiden- und Leinenmanufakturen. An Eisen- und Stahlwaren wird eine bedeutende Menge fabriziert, namentlich im Westen, und ebenso wichtige Artikel sind Porzellan und Holzwaren. Der Handel ist sehr lebhaft; der auswärtige Handel übertrifft den der Vereinigten Staaten. Das Eisenbahnnetz ist vollständig. Fast alle Flüsse sind schiffbar und durch Kanäle verbunden. Auch die Donau ist so mit dem Rhein durch den Main verbunden. Es gibt auch einen grossen Schifffahrtskanal durch den dänischen Isthmus, um das Baltische Meer und die Nordsee zu verbinden. Die deutschen Soldaten sollen die besten in Europa sein. Jeder Mann muss mindestens ein Jahr in der Armee dienen, und die Dienstzeit wird noch bedeutend ausgedehnt werden. Die Deutschen sind berühmt wegen ihrer Wissenschaft. Das Deutsche Reich besteht aus 22 Einzelstaaten, den freien Städten Lübeck, Bremen und Hamburg und dem Territorium Elsass-Lothringen an der Grenze von Frankreich. Der Kaiser von Deutschland besitzt die oberste ausführende Gewalt. Die Gesetze werden durch ein Reichsparlament gegeben; dieses besteht aus einem Bundesrat, der aus Bevollmächtigten der Einzelstaaten zusammengesetzt ist, und einem Reichstag, in dem die Erwählten des Volkes sitzen. Viele Deutsche haben sich in den Vereinigten Staaten niedergelassen, und deutsche Kaufleute werden fast in allen neuen Siedlungsgebieten des Auslandes gefunden. Die deutschen auswärtigen Besitzungen bestehen aus weiten Gebieten in Afrika, einigen Inseln in der Südsee und einer Niederlassung in China. Das kleine Grossherzogtum Luxemburg zwischen Deutschland und Belgien ist durch Vertrag unter den Grossmächten als neutral oder unabhängig erklärt, aber wirtschaftlich mit Deutschland eng verbunden. Finde die Hauptstadt von Deutschland! Sie ist die grösste Stadt des Reiches. Wegen ihrer Museen, Bibliotheken und Studienanstalten nennen sie die Deutschen „die Stadt der Intelligenz“. An welchem Fluss liegt Hamburg? Wo liegt Stettin? Diese beiden grossen Städte, namentlich Hamburg, sind die Haupthäfen des Reiches. München und Dresden enthalten berühmte Gemälde-sammlungen, und in einer Stadt nahe bei Dresden wird schöne Porzellanware gemacht. Leipzig ist berühmt durch seine Buchhandlungen. Breslau und Köln sind die Zentren der Baumwollmanufaktur, Essen das der Eisen- und Stahlindustrie.“

Aus dem Geschichtsbuch, einem Oktavband von über 600 Textseiten, mögen als Beispiel die Auslassungen des Verfassers über den Krieg von 1870/71 und die Gründung des Deutschen Reiches wiedergegeben werden:

„... Sobald Bismarcks Entschluss, mit Oesterreich Krieg zu führen, feststand, wurde die liberale Opposition in Preussen beruhigt, und nach Königgrätz sah er sich selbst als das Idol des preussischen Volkes, während der Landtag mit Begeisterung die gewünschte Indemnität für die vorhergegangenen ungesetzlichen Akte



erteilte. Diese kräftige Unterstützung erleichterte ihm die Vollendung des Werkes. Noch mussten die süd-deutschen Staaten in eine festere Verbindung mit dem Norddeutschen Bund gebracht werden, und das erreichte Bismarck durch den dritten Krieg, den mit Frankreich 1870/71. . . . Das französische Volk sah mit Zorn auf das Wachstum Deutschlands an seiner Grenze und schrie nach Krieg. Bismarck wusste, dass ein erfolgreicher Krieg mit Frankreich Deutschland einigen würde, und diesen Krieg betrieb er mit seiner charakteristischen Energie, die anzuwenden ihm die militärische Eitelkeit Frankreichs und die verzweifelte Lage der napoleonischen Regierung nur zu viel Gelegenheit gaben.“ Es folgen nun die Erzählung der Hohenzollern-Kandidatur in Spanien und die Emser Depesche. „. . . König Wilhelm weigerte sich (die von Frankreich gewünschte bindende Erklärung für alle Zukunft zu geben), aber seine Absage war, wenn auch fest, so doch höflich, so dass kein Grund zum Anstoss darin enthalten war. In der Nacht sandte aber Bismarck Mitteilungen über die Unterredung aus, die so gefärbt waren, dass es schien, der König habe den französischen Gesandten insultiert. Wie Bismarck hoffte, fing Frankreich Feuer, und der Krieg wurde prompt erklärt . . .“

„. . . Die Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches zeigt deutlich, dass es sich nicht nur um einen Prozess von Blut und Eisen handelte, sondern auch um einen von Trug und Falschheit. Es ist schwierig, die Geschichte eines so gigantischen und erfolgreichen Wirkens zu erzählen, ohne dabei den Anschein zu erwecken, als ob es verherrlicht werden solle. Natürlich muss man sagen, dass Bismarck nicht für gewöhnliche oder niedrige Ziele arbeitete, auch nicht für rein preussische Ziele, sondern dass er von aufrichtigem und starkem Patriotismus erfüllt war. Nur durch eine nationale Einigung, wie er sie schuf, konnte das deutsche Volk im modernen Leben emporsteigen. Gleichzeitig aber hat Bismarcks Erfolg ohne Zweifel dazu gedient, den Stand der internationalen Moral zu erniedrigen; seine Politik des Betruges und der Gewalt hat Deutschland eine Menge von brennenden Fragen hinterlassen, mit denen es noch lange zu tun haben wird. Die Rolle des Drillunteroffiziers und des Polizeibeamten im modernen Deutschland, die Feindschaft, die die Dänen in Schleswig und die Franzosen in Elsass-Lothringen gegen das Reich empfinden, die bittere Eifersucht zwischen Preussen und Bayern und schliesslich die ungeheuren Armeen von ganz Europa gehören zu den Ergebnissen seiner Politik. Es ist aber zu früh, um zu sagen: diese Politik hat endgültig gesiegt.“

So also sieht der amerikanische Geographie- und Geschichtsunterricht über Deutschland aus. Ich wiederhole, dass es sich nicht um unbedeutende Winkelwerkchen handelt, sondern um öffentlich eingeführte und approbierte Schulbücher, die in zahllosen Exemplaren durch das ganze amerikanische Unterrichtswesen verbreitet sind. Was soll man dazu sagen, wenn solche Bücher von Leuten geschrieben werden können, die von Süddeutschland erzählen, es sei mit einem Gewirr vulkanischer Berge bedeckt, die in der Aufzählung der deutschen Industrie-Produkte die Reihenfolge Kohle, Schnaps, Zucker, Wolle, Baumwolle, Leinen-, Seidenwaren, Eisen- und Stahlwaren, Porzellan und Holzwaren belieben, unter den grossen Häfen Deutschlands Bremen vergessen, Breslau und Köln für die Hauptmittelpunkte der Baumwollindustrie erklären!

An einer anderen Stelle berechnet der Verfasser das nationale Vermögen und Einkommen der Amerikaner und der Europäer. Das amerikanische Einkommen soll auf den Kopf fast doppelt so gross sein, als das europäische. In Europa aber werden Länder von der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, Englands, Frankreichs, Belgiens in einen Topf mit Russland, Spanien und den Balkanstaaten geworfen, daraus das Mittel genommen und Amerika gegenübergestellt. Solche Schnitzer kann sich drüben der Verfasser eines Volkslehrbuches leisten!

Noch grösser als der Einfluss des geographischen Buches dürfte aber der des Geschichtswerkes sein. Es ist in anderen Partien gar nicht übel geschrieben, vernachlässigt aber, abgesehen von der schiefen und parteiischen Darstellung der Epoche der Einigung Deutschlands, auch sonst die Bedeutung der deutschen Geschichte für die Weltgeschichte in der merkwürdigsten Weise. Am Schluss des Buches folgt auf zehn Seiten eine Aufzählung der wichtigsten Geschichtsquellen und Geschichtswerke. Darunter befindet sich folgendes Material für die deutsche Geschichte: Balzani: Die Päpste und die Hohenstaufen, Zimmern: Die Hansa, Henderson: Kurze Geschichte von Deutschland, Bernd: Martin Luther, Acadlan: Bismarck, Russel: Die deutsche Sozialdemokratie, Smith: Bismarck und die deutsche Einheit. Das sind unter 248 Buchtiteln 7, die sich mit deutschen Stoffen beschäftigen; ausserdem sind noch einige Geschichtswerke allgemeinen Inhalts genannt, in denen Deutschland mitbehandelt sein mag. Die beiden einzigen deutschen Bücher, die in dem Verzeichnis vorkommen, sind, in englischer Uebersetzung natürlich, das Buch über die Hansa und die Lübecksche Kunstgeschichte! Ist es ein Wunder, wenn bei solch einer Art von Unterricht die Vorstellungen von Deutschland, deutschem Wesen und deutscher Geschichte drüben so unendlich schief werden? So wie es in diesen Lehrbüchern gedruckt steht, so denken in Amerika auch die Gebildeten und massgebenden Leute über Deutschland — und aus solchen amerikanischen Ideen kommt die amerikanische Politik.

Rechtsanwalt Dr. jur. W. Cramer / DEUTSCHE RECHTSGESCHICHTE in Goethes Faust II. Teil.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, dass der zweite Teil von Goethes Faust, soweit er sich in der Umgebung des Kaisers abspielt, eine Reihe wichtiger Vorgänge der deutschen Rechts- und Verfassungs-



geschichte enthält, die in ihrer Gesamtheit ein getreues Bild der Zustände geben, die im Deutschen Reich an der Wende des Mittelalters herrschten. Der erste Akt spielt in einer kaiserlichen Pfalz. Als Pfalzen — palatia regis — kamen im Mittelalter eine grössere Anzahl von Städten in Betracht, die über das ganze Reich verstreut lagen und in denen der Kaiser abwechselnd Hof zu halten pflegte. Denn in dieser Zeit hatte der Kaiser keine ständige Residenz, sondern zog von Pfalz zu Pfalz durch das ganze Land, um als oberster Richter Recht zu sprechen in den wichtigen, vor das Königsgericht gehörenden Rechtsstreitigkeiten. Die Dichtung spielt etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Während es im Frankenreiche Karl dem Grossen gelungen war, die Gewalt der Landesfürsten zu brechen und die eigene Macht zu stärken, hatte bald nach dem Regierungsantritt Arnulfs von Kärnten 887, womit sich das Frankenreich endgültig in den französischen und deutschen Nationalstaat schied, eine Entwicklung begonnen, die zu der Zeit, von der die Dichtung handelt, noch im vollen Fluss begriffen war. Das Blatt hatte sich gewendet, die durch Karl den Grossen unterdrückten Landesfürsten waren wieder zur Macht gelangt. Sie verfolgten alle partikularistische Bestrebungen, standen deshalb in einem ständigen Gegensatz zur Krone und erreichten in einem durch Jahrhunderte ununterbrochenen Kampfe, dass der Einfluss des Kaisers mehr und mehr zurückging. Welche Folgen diese Entwicklung für das Reich nach innen und nach aussen gehabt hat, lässt sich an Hand der Dichtung leicht in die Erinnerung zurückerufen. Im ersten Akt geben nach einander die ersten Beamten der kaiserlichen Hofhaltung eine Schilderung der damaligen Zustände. Der Kanzler (cancellarius imperialis), — meist war es ein Bischof, der die in der Hauptsache aus Rechts- und Gnadensachen bestehenden Kanzleigeschäfte zu erledigen hatte und dessen Amt etwa einem heutigen Justizministerium zu vergleichen ist, — weist als erster in Vers 175—196 auf die Rechtsunsicherheit im Reiche hin. Kirchenraub, Herdenraub, Frauenraub sind an der Tagesordnung. Ungesüht bleiben die schwersten Verbrechen, da die Richter entweder selbst mitschuldig sind oder unter dem Druck der öffentlichen Meinung, die sich durch Aufruhr und Empörung kündigt, ein gerechtes Urteil nicht zu fällen wagen. Noch bedenklicher sind die militärischen Zustände, von denen der Heermeister in Vers 200—218 ein Bild entwirft. Die allgemeine Wehrpflicht der germanischen Zeit bestand im 14. Jahrhundert nur noch in der Theorie. Tatsächlich war das Volksheer, welches sich früher aus freien Männern zusammensetzte, die sich ihre Rüstung selber zu beschaffen hatten, im Wege einer allmählichen Entwicklung in ein Vasallenheer umgewandelt worden, d. h. die Wehrpflicht ruhte auf den reichsunmittelbaren Lehnsinhabern, die gewisse Kontingente dem Kaiser zu stellen hatten und hierfür unter ihren Vasallen geeignete Leute aufbieten mussten. Diese Einrichtung war durch die Schaffung der schweren Reiterei veranlasst worden, deren Notwendigkeit bereits in den Zusammenstössen mit den Arabern erkannt worden war, deren Ueberlegenheit über das Fussvolk aber um so klarer zu Tage trat, je vollendeter im Laufe der Jahrhunderte die reiterliche Ausrüstung wurde. Da dem einzelnen Manne nun nicht mehr zugemutet werden konnte, auf seine Kosten ein Pferd zu halten und sich die teure Rüstung anzuschaffen, so wurde er von der direkten Dienstpflicht gegenüber Kaiser und Reich befreit, diese dagegen den reichsunmittelbaren Landesherrn auferlegt, die ihrerseits die Kosten für die Ausrüstung ihrer Truppenaufgebote nur dadurch bestreiten konnten, dass sie vom Kaiser reiche Ländereien als Lehen empfangen. Uebrigens waren es nicht allein die Fürsten und Herzöge, die Truppen zu stellen hatten, sondern auch reichsunmittelbare Städte waren zur Stellung von Kontingenten verpflichtet, die von Reichsvögten angeführt wurden. Dass bei dieser Organisation die Reichsunmittelbaren ihre Truppen häufig im eigenen Interesse gebrauchten und Kaiser und Reich bald heimlichen, bald offenen Widerstand leisteten, ist z. B. aus der Geschichte Heinrichs des Löwen bekannt. Selbst Städte versuchten zeitweise kriegerische Politik auf eigene Faust zu treiben, wie die Kämpfe des rheinischen und schwäbischen Städtebundes beweisen. Schliesslich sei noch erwähnt, dass auch das Vasallenheer nicht von dauerndem Bestande war, sondern allmählich umgewandelt wurde in ein Söldnerheer, eine Entwicklung, die reichsrechtlich zum ersten Male anerkannt wurde durch den Beschluss des Reichstags zu Nürnberg im Jahre 1422, wonach an Stelle des Aufgebots zur Reichsheerfahrt die Leistung einer direkten Vermögenssteuer, des Gemeinen Pfennigs, zwecks Aufstellung eines Reichssöldnerheeres beschlossen wurde. Alle diese Verhältnisse, die in ihrer Entwicklung mehrere Jahrhunderte in Anspruch nahmen, schildert der Heermeister in Vers 200—218 kurz mit folgenden Worten:

„Wie tobt's in diesen wilden Tagen!  
 Ein jeder schlägt und wird erschlagen,  
 Und fürs Kommando bleibt man taub.  
 Der Bürger hinter seinen Mauern,  
 Der Ritter auf dem Felsenest  
 Verschwuren sich, uns auszudauern  
 Und halten ihre Kräfte fest.  
 Der Mietsoldat wird ungeduldig,  
 Mit Ungestüm verlangt er seinen Lohn,  
 Und wären wir ihm nichts mehr schuldig,  
 Er liefe ganz und gar davon.  
 Verbiete wer, was alle wollten,  
 Der hat ins Wespennest gestört;



Das Reich, das sie beschützen sollten,  
 Es liegt geplündert und verheert.  
 Man lässt ihr Toben wütend hausen,  
 Schon ist die halbe Welt vertan;  
 Es sind noch Könige da draussen,  
 Doch keiner denkt, es ging ihn irgend an.“

Die finanzielle Lage des Reiches war ebenso trostlos wie die militärische. Der Umstand, dass im 11.—14. Jahrhundert Aemter und Lehnen erblich wurden, übte auf die finanziellen Verhältnisse des Kaisers einen unheilvollen Einfluss aus und zerrüttete die Machtstellung des Reiches derartig, dass der Schatzmeister in Vers 222—228 ausrufen kann:

„Auch, Herr, in deinen weiten Staaten  
 An wen ist der Besitz geraten?  
 Wohin man kommt, da hält ein Neuer Haus,  
 Und unabhängig will er leben,  
 Zusehen muss man, wie er's treibt;  
 Wir haben so viel Rechte hingegeben,  
 Dass uns auf nichts ein Recht mehr übrig bleibt.“

Hierzu seien folgende Vorgänge in Erinnerung gebracht. Nach fränkischem Staatsrecht galt die Patrimonialtheorie, d. h. als Subjekt des gesamten staatlichen Vermögens, sowie aller staatlichen Einnahmen wurde der König angesehen. Schon zur Zeit der Merowinger war es üblich, dass der König an die Fürsten, an denen er einen Halt suchte, Schenkungen aus dem Krongute machte, wodurch diese an ihn gefesselt werden sollten. Hierdurch erfuhr das Krongut zum ersten Male eine Verminderung. Als dann Reiterheere aufkamen, stellte sich, wie bereits erwähnt, die Notwendigkeit heraus, den leistungsfähigen Grundbesitz zu vermehren, da hauptsächlich diesem die Stellung der Kontingente auferlegt wurde. Deshalb sah sich schon Karl Martel genötigt, umfangreiche Verleihungen an die Fürsten vorzunehmen, fand aber, da er das Krongut nicht weiter vermindern wollte, einen in der Folge noch häufig benutzten Ausweg, nämlich die sogenannte Säkularisierung des der Kirche gehörenden Grundbesitzes. Diese Verleihungen fanden aber nur als beneficium oder precarium statt, d. h. der Beliehene erwarb nur beschränktes Eigentum, welches er der Regel nach weder vererben noch veräussern konnte. Die ganze Einrichtung wurde mit dem Ausdruck Benefizialwesen gekennzeichnet. Gleichzeitig kam eine andere Einrichtung auf, die sogenannte Vasallität, d. h. ein gegenseitiges Treueverhältnis zwischen dem Herrn und dem Untergebenen, welches in der schon von Tacitus erwähnten germanischen Gefolgschaft sein Vorbild hatte. Indem nun das Benefizialwesen mit der Vasallität verknüpft wurde, entwickelte sich aus dieser Verbindung das Lehnswesen, das allmählich eine derartige Ausgestaltung erfuhr, dass es zur Grundlage des mittelalterlichen Staates wurde. Im Lehnswesen kam die persönliche Seite in dem Schutz- und Treueverhältnis zum Ausdruck, welches Lehnsherrn und Lehnsmannt verband, während die dingliche Seite in dem Besitz ruhte, mit dem der Mann von seinem Herrn belehnt wurde. Da der Kaiser oberster Lehnsherr war, so fiel der Theorie nach, sobald ein Lehen durch Tod des Lehnsherren (Herrenfall) oder des Lehnsmanntes (Mannfall) sein Ende gefunden hatte, das Lehen an den Kaiser zurück, sogenanntes Recht des Heimfalls. Dies Recht des Kaisers wurde aber bald durchbrochen, einmal weil sich eine Vererblichkeit der Lehen herausbildete und zweitens weil die ebenfalls durchbrochenen Aemter im Interesse einer geordneten Staatsverwaltung wieder vergeben werden mussten. Schliesslich wurde das Heimfallsrecht des Kaisers überhaupt abgeschafft und dafür der Grundsatz aufgestellt, dass der Kaiser ein ledig gewordenes Fahnlehen (weltliche Lehen im Gegensatz zu den geistlichen Lehen) nicht einziehen dürfe, sondern binnen Jahr und Tag (1 Jahr 6 Wochen 3 Tage) wieder ausleihen müsse. Die Folge war, dass sich das Krongut immer mehr verringerte und da es dem Kaiser trotz mancher Versuche nicht gelang, sich neue Einnahmequellen durch Steuern und Beden zu verschaffen, so gerieten schliesslich die Finanzen des Reichs in völlige Verwirrung, worauf die oben angeführten Verse des Schatzmeisters hindeuten.

Unter dem Druck der schlechten Finanzlage ging die Politik der deutschen Kaiser im Mittelalter darauf aus, die Stellung der Krone durch Gründung einer starken Hausmacht zu festigen. Dies wurde umso notwendiger, je mehr die landesherrlichen Gewalten unter der Herrschaft des Lehnswesens erstarken und wurde ferner durch die Gegenpolitik der Fürsten erzwungen, die manchmal aus ihrem Kreise die wenig Begüterten zum Könige wählten. Da sich die Könige in Deutschland an den festen Besitz der Territorialgewalten stiessen, so wandten sie ihre Blicke nach Italien, eine Politik, die ihnen in der Geschichte manchmal den Vorwurf antinationaler Bestrebungen eingetragen hat, die aber bei den geschilderten, eigenartigen Verhältnissen in Deutschland doch wohl einen verständlichen und realen Hintergrund hatte. In Italien fanden sie anfangs Unterstützung ihrer Pläne, insbesondere von der Partei der Ghibellinen. Später machte sich aber auch hier wachsender Widerstand bemerkbar und der letzte der Hohenstaufen, Konradin, musste 1268 seine Politik mit dem Leben bezahlen. Auf diese geschichtlichen Vorgänge dürften die folgenden Worte des Schatzmeisters in Vers 229—239 hindeuten:



„Auch auf Parteien, wie sie heissen,  
Ist heutzutage kein Verlass;  
Sie mögen schelten oder preisen,  
Gleichgültig wurden Lieb und Hass.  
Die Ghibellinen wie die Guelfen  
Verbergen sich, um auszuruhn;  
Wer jetzt will seinem Nachbarn helfen?  
Ein jeder hat für sich zu tun.  
Die Goldespforten sind verrammelt,  
Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt,  
Und unsere Kassen bleiben leer.“

Die finanziellen Schwierigkeiten des Kaisers, die aus innerpolitischen Gründen, nämlich aus der geschilderten Vergabung des Krongutes entstanden waren, erfuhren noch eine weitere Verstärkung durch die bedeutenden Kosten, die die kaiserliche Hofhaltung verursachte. Glänzende Feste in der Art, wie Goethe sie im Mummenschanz schildert, eine zahlreiche Dienerschaft und das Heer der Ministerialen, die der Kaiser in seine Umgebung zog, die aber dafür alle aus seiner Tasche leben wollten, steigerten die Ausgaben derartig, dass der Marschalk sich veranlasst sieht, in Vers 240—263 ein komisches Klagegedicht anzustimmen.

In der Dichtung tritt nun Mephistopheles auf. Er erinnert an das aus der Patrimonialtheorie herfließende Recht des Kaisers auf alles herrenlose Gut, welches übrigens später auf die Landesherrn übergang, und macht den Vorschlag, Papiergeld auszugeben, für welches die in der Völkerwanderung und in Kriegzeiten versteckten, noch ungehobenen Schätze als Deckung dienen sollen (Vers 319—328, 1445—1450). Es folgt das Fest des Mummenschanzes und die Beschwörung der Helena, während der zweite und dritte Akt hauptsächlich in der griechischen Sagenwelt spielen. Erst der vierte Akt enthält neues rechtsgeschichtliches Material. Während Faust in der Griechenwelt weilte, hat das Papiergeld seine gefährlichen Wirkungen gezeitigt, aus der Ueberschuldung und der Not des Landes entstand Anarchie, ein Gegenkaiser ist aufgetreten und zwischen diesem und dem rechtmässigen Inhaber der Krone entwickelt sich eine Schlacht, die für den letzteren mit Hilfe der mephistophelischen Künste gewonnen wird. Unter dem Eindruck des Sieges trifft nun der Kaiser am Schlusse des vierten Aktes jene bedeutsamen Verfügungen, die in der Geschichte unter dem Namen der Goldenen Bulle bekannt sind. Dies Reichsgesetz aus dem Jahre 1356 bestimmte zunächst, dass vier weltliche Fürsten Inhaber der vier Erzämter sein sollten. Bei Goethe lautet die entsprechende Stelle in Vers 6255—6260:

Kaiser: „Jedoch zum höchsten Preis wend ich den frommen Blick,  
Das selten sonst geschah, zur eignen Brust zurück.  
Ein junger muntre Fürst mag seinen Tag vergeuden,  
Die Jahre lehren ihn des Augenblicks Bedeuten.  
Deshalb denn ungesäumt verbind ich mich sogleich  
Mit euch vier Würdigen, für Haus und Hof und Reich.“

Die Erzämter sind eine Einrichtung, die aus der Verfassung des Frankenreiches stammt und später vom Deutschen Reich übernommen worden ist. Schon unter den Merowingern im 6. Jahrhundert gehörten die Aemter des Marschalls, des Kämmerers, des Seneschalls (Truchsess) und des Schenken zu den wichtigsten Stellen, die am Hofe zu vergeben waren. Noch wichtiger war unter den Merowingern allerdings das Amt des Majordomus, des Stellvertreters des Königs, der in dieser Eigenschaft zu besonderer Macht emporstieg. Als aber Karl Martel als Majordomus die Regierungsgewalt den schwachen Händen des Merowingers entriß und mit ihm das Geschlecht der Karolinger an die Spitze des Frankenreiches trat, liessen diese das Amt des Majordomus sofort eingehen in Erkenntnis der in ihm ruhenden Gefahr, behielten aber die übrigen vier Aemter bei. Es war üblich, dass die Inhaber der Aemter beim Krönungsmahle die entsprechenden Dienste leisteten, wie dies auch aus dem Schillerschen Gedicht der Graf von Habsburg bekannt ist:

Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,  
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,  
Und alle die Wähler, die sieben,  
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,  
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,  
Die Würde des Amtes zu üben.

Durch die Goldene Bulle wurden die Aemter nun folgendermassen verteilt. Das Amt des Erzmarschalls wurde dem Herzog von Sachsen übertragen und zwar fiel es an die Wittenbergische Linie. Der Marschall (comes stabuli, commetabularius) hatte ursprünglich die Sorge für den königlichen Marstall, später überhaupt die Sorge für die dem Kaiser zur Verfügung stehende bewaffnete Macht, weswegen er von Alters her das Schwert führte. (G. B. dux Saxonie marescallatus officium exercebit, ut solitum est fieri ab antiquo.) Vergleiche hierzu bei Goethe Vers 6261—6230.



Kaiser. „Dein war, o Fürst, des Heers geordnet kluge Schichtung,  
Sodann im Hauptmoment heroisch kühne Richtung;  
Im Frieden wirke nun, wie es die Zeit begehrt,  
Erzmarschall nenn ich dich, verleihe dir das Schwert.“

Erzmarschall. „Dein treues Heer, bis jetzt im Inneren beschäftigt,  
Wenn's an der Grenze dich und deinen Thron gekräftigt,  
Dann sei es uns vergönnt, bei Festesdrang im Saal  
Geräumiger Väterburg zu rüsten dir das Mahl.  
Blank trag ich's dir dann vor, blank halt ich dir's zur Seite,  
Der höchsten Majestät zum ewigen Geleite.“

Das Amt des Erzkämmerers ging auf den Markgrafen von Brandenburg über. Die symbolische Handlung, die er beim Krönungsmahle auszuüben hatte, bestand darin, dass er dem neuerwählten Könige die Hände wusch. (G. B. *Preterea in celebratione imperialis curie marchio Brandenburgensis aquam lavandis imperatoris vel regis Romanorum manibus ministrabit.*) Bei Goethe lautet die betreffende Stelle in Vers 6231—6344:

Kaiser. „Der sich als tapferer Mann auch zart gefällig zeigt,  
Du! sei Erzkämmerer; der Auftrag ist nicht leicht.  
Du bist der Oberste von allem Hofgesinde,  
Bei deren innerm Streit ich schlechte Diener finde;  
Dein Beispiel sei fortan in Ehren aufgestellt,  
Wie man dem Herrn, dem Hof und allem wohlgefällt.“

Erzkämmerer. „Des Herren grossen Sinn zu fördern, bringt zu Gnaden:  
Den Besten hülfreich sein, den Schlechten selbst nicht schaden,  
Dann klar sein ohne List und ruhig ohne Trug!  
Wenn du mich, Herr, durchschaust, geschieht mir schon genug.  
Darf sich die Phantasie auf jenes Fest erstrecken?  
Wenn du zur Tafel gehst, reich ich das goldne Becken,  
Die Ringe halt' ich dir, damit zur Wonnezeit,  
Sich deine Hand erfrischt, wie mich dein Blick erfreut.“

Das Amt des Erztruchsess fiel an den Pfalzgrafen bei Rhein, der beim Krönungsmahle die Speisen reichen sollte. (G. B. *Comes eciam palatinus cibum offerre tenebitur.*) Vergl. Vers 6287—6296.

Kaiser. „Dich wähl ich zum Erztruchsess! Also sei fortan  
Dir Jagd, Geflügelhof und Vorwerk untertan;  
Der Lieblingsspeisen Wahl lass mir zu allen Zeiten,  
Wie sie der Monat bringt, und sorgsam zubereiten.“

Erztruchsess. „Streng Fasten sei für mich die angenehmste Pflicht,  
Bis, vor dich hingestellt, dich freut ein Wohlgericht.  
Der Küche Dienerschaft soll sich mit mir vereinigen,  
Das Ferne beizuziehen, die Jahrszeit zu beschleunigen.  
Dich reizt nicht Fern und Früh, womit die Tafel prangt,  
Einfach und kräftig ist's, wonach dein Sinn verlangt.“

Schliesslich wurde das Amt des Erzschenken dem König von Böhmen anvertraut, der beim Krönungsmahle den Wein einschenken sollte. Jedoch nahm man auf ihn, weil er auch König war, besondere Rücksicht, indem man die Amtsausübung in seinen freien Willen stellte. (G. B. *Primum vero potum rex Bœmie, qui tamen sub corona regali juxta privilegiorum regni sui continentiam, nisi libera voluntate voluerit, non tenebitur ministrare.*) Vergl. Vers 6297—6312.

Kaiser. „Weil unausweichlich hier sich's nur von Festen handelt,  
So sei mir, junger Held, zum Schenken umgewandelt.  
Erzschenke, Sorge nun, dass unsere Kellerei  
Aufs reichlichste versorgt mit gutem Weine sei.  
Du selbst sei mässig, lass nicht über Heiterkeiten  
Durch der Gelegenheit Verlocken dich verleiten.“

Erzschenk. „Mein Fürst, die Jugend selbst, wenn man ihr nur vertraut,  
Steht, eh' man sich's versieht, zu Männern auferbaut.  
Auch ich versetze mich zu jenem grossen Feste;  
Ein kaiserlich Büfett schmück ich aufs allerbeste  
Mit Prachtgefässen, gülden, silbern allzumal,  
Doch wähl ich dir voraus den lieblichsten Pokal:



Ein blank venedisch Glas, worin Behagen lauscht,  
 Des Weins Geschmack sich stärkt und nimmermehr berauscht,  
 Auf solchen Wunderschatz vertraut man oft zu sehr,  
 Doch deine Mässigkeit, du Höchster, schützt noch mehr.“

Ausser den vier weltlichen Kurwürden, auf die später noch zurückzukommen ist, sah die Goldene Bulle drei geistliche Kurwürden vor, die auf die Erzbischöfe von Mainz, Cöln und Trier übergingen. Die Kanzlerwürde wurde entsprechend geteilt. Der Mainzer wurde Erzkanzler per Germaniam, der Kölner Erzkanzler per Italiam, der Trierer Erzkanzler für Burgund (per Galliam et regnum Aretalense). Allerdings findet sich bei Goethe nicht die Siebenzahl, sondern die Fünffzahl, da die drei geistlichen Würden als eine bezum Erzbischof-Erzkanzler:

„Wenn ein Gewölbe sich dem Schlussstein anvertraut,  
 Dann ist's mit Sicherheit für ewige Zeit erbaut.  
 Du siehst vier Fürsten da! Wir haben erst erörtert,  
 Was den Bestand zunächst von Haus und Hof befördert.  
 Nun aber, was das Reich in seinem Ganzen hegt  
 Sei mit Gewicht und Kraft der Fünffzahl auferlegt.“

Vielleicht die wichtigste Bedeutung der Goldenen Bulle bestand darin, dass durch sie die schon vorher erwähnte Entwicklung zugunsten der landesherrlichen Gewalten weitgehende Anerkennung erfuhr. Schon unter Kaiser Friedrich II. hatten die geistlichen Fürsten durch die *Confederatio cum principibus exlesiasticis* aus dem Jahre 1220 umfangreiche Rechte vom Kaiser erlangt. Damals musste Kaiser Friedrich, um die Wahl seines Sohnes Heinrich zum deutschen König betreiben zu können, die hierzu notwendige geistliche Unterstützung mit grossen Opfern erkaufen. Durch den erwähnten Vertrag verzichtete er auf die Anlegung neuer Zoll- und Münzstätten in geistlichen Territorien, gab dort die königliche Gerichtsbarkeit auf und verbot Burgeingeschränkte Ausübung des Gerichtsbannes. Die Kurfürsten erhielten deshalb 1. das *privilegium de non evocando*, d. h. ihre Untertanen durften ohne ausdrückliche Zustimmung nicht vor ein fremdes Gericht gezogen werden und 2. das *privilegium de non appellando*, d. h. ihre Untertanen durften von ihrem einheimischen Gericht nicht an das Königsgericht Berufung einlegen. Ferner wurden alle Einnahmen wie Steuern, Zins von Bauerngütern, Beden von Landständen, Zölle und die Einnahmen aus dem früher ausschliesslich dem Kaiser zustehenden Geleitsrecht (*jus conductus*) sowie aus der Vergabung von Lehen, schliesslich auch die Rechte aus dem Berg-, Salz- und Münzregal den Landesherrn zugewiesen. Die durch diese Vorrechte geschaffene, annähernde Gleichstellung der Kurfürsten mit dem Kaiser wurde durch die Goldene Bulle endlich auch da-



Kaiser.

„An Ländern sollen sie vor allen andern glänzen;  
 Deshalb erweir' ich gleich jetzt des Besitztums Grenzen  
 Vom Erbteil jener, die sich von uns abgewandt.  
 Euch Treuen sprech ich zu so manches schöne Land,  
 Zugleich das hohe Recht, euch nach Gelegenheiten,  
 Durch Anfall, Kauf und Tausch ins Weite zu verbreiten;  
 Dann sei bestimmt vergönnt, zu üben ungestört,  
 Was von Gerechtsamen euch Landesherrn gehört.“



Als Richter werdet ihr die Endurteile fällen,  
 Berufung gelte nicht von euren höchsten Stellen.  
 Dann Steuer, Zins und Beth, Lehn und Geleit und Zoll,  
 Berg-, Salz- und Münzregal euch angehören soll.  
 Denn meine Dankbarkeit vollgültig zu erproben,  
 Hab ich euch ganz zunächst der Majestät erhoben.“

Den Kurfürsten wurde ferner durch die Goldene Bulle das ausschliessliche Recht zugestanden, den deutschen König zu wählen und damit ebenfalls eine jahrhundertlange Entwicklung zum Abschluss gebracht. Ursprünglich war im deutschen Reiche das ganze Volk wahlberechtigt gewesen, aber schon bald blieb ihm nur das Recht der Zustimmung zu der von den Fürsten getroffenen Wahl. Unter den Fürsten gewannen in der Folgezeit einige einen überragenden Einfluss. Nach der Lehre des Sachsenspiegels sind die „Ersten an der Kur“ die Kurfürsten, d. h. Wahlfürsten. Sie sollen zuerst küren, nach ihnen die anderen Fürsten. Doch sollen die Kurfürsten sich dem Spruche der Fürsten fügen. (Sp. III, 57 § 2, In des keisers kore sal der erste sîn der bischof von Meyenze, der andere der von Triere, der dirte der von Kolne. Under den leien ist der êrste an me kûre der phalanzgrêve von me Rine, des riches truchtsêze; der andere der herzoge von Sachsen, der marschalk; der dirte der markgrêve von Brandenburg, des riches kemerer. Der schenke des riches, der kûng von Behemen en hat nich eine kure, umbedaz, daz er nich dûch en ist (weil er nicht deutsch ist). Sint kiesen des riches vûrsten alle, pfaffen und leien. Die zu me ersten anme kure genant sint, die en suln nicht kiesen nâh irme mûtwillen: wen swen die vûrsten alle zu kunge erwelen, den suln sie aller êrst bie namen kiesen.) Die Goldene Bulle regelte das Wahlverfahren neu und zwar folgendermassen: Wahlberechtigt sind ausschliesslich die Kurfürsten, das Wahlrecht der anderen Fürsten fällt mithin fort. Der Erzbischof von Mainz hat das Recht, die Wahl zu berufen und die Befugnis des Stimmabfragens. Er stimmt zuletzt, der Trierer zuerst, der Kölner an zweiter Stelle. Unter den weltlichen Fürsten erhielt der König von Böhmen den ersten Rang, während ihm der Sachsenspiegel nur ein Erzamt, aber keine Kur zugestand. Er gab seine Stimme als Dritter ab, dann folgten Pfalz, Sachsen, Brandenburg, bis schliesslich die Stimme des Mainzer die Wahl beschloss. Die Wahl fand statt unter Leitung des Erzbischofs von Mainz in Frankfurt, die Krönung in Aachen. Stimmenmehrheit sollte entscheiden, Stellvertretung zulässig sein. Goethe hat unter Weglassung der Einzelheiten das Wahlrecht der Kurfürsten in Vers 6341—6348 wie folgt zum Ausdruck gebracht:

Kaiser.

„Euch fünfen will ich noch erhöhtere Würde geben.  
 Noch leb ich meinem Reich und habe Lust zu leben;  
 Doch hoher Ahnen Kette zieht bedächtigen Blick  
 Aus rascher Strebsamkeit ins Drohende zurück.  
 Auch werd' ich seinerzeit mich von den Teuren trennen,  
 Dann sei es eure Pflicht, den Folger zu ernennen.  
 Gekrönt erhebt ihn hoch auf heiligem Altar  
 Und friedlich ende dann, was jetzt so stürmisch war.“

Eine Beschränkung sah die Goldene Bulle hinsichtlich der Territorien der Kurfürsten vor, nämlich dass an Stelle des Teilungsprinzipes das Prinzip der Individualsukzession nach dem Grundsatz der Primogenitur gelten solle. (G. B. jus, vox et postestas electionis huiusmodi ad filium primogenitum legitimum laicum — devolatur.) Dies spricht Goethe in den Versen 6355—6358 aus:

Kaiser.

„Zwar habt ihr den Besitz als Herren völlig frei,  
 Mit dem Beding jedoch, dass er unteilbar sei.  
 Und wie ihr euch vermehrt, was ihr von uns empfangen,  
 Es soll's der älteste Sohn im gleichen Mass erlangen.“

Schliesslich sei noch erwähnt, dass von der Goldenen Bulle sieben Ausfertigungen hergestellt wurden, von denen jeder Kurfürst eine erhielt. Für die Ausfertigungen war eine besonders feierliche Form gewählt worden. Das kaiserliche Siegel ruhte nämlich in einer goldenen Kapsel, die auf der einen Seite Karl IV. mit den Reichsinsignien, auf der andern die Stadt Rom mit der Umschrift „Roma caput mundi regit orbis fraena rotundi“ zeigte. Ein Exemplar dieser Urkunden ist noch heute erhalten und wird auf dem Römer zu Frankfurt a. M. aufbewahrt. Eine Anspielung auf diesen feierlichen Vorgang der Beurkundung findet sich in Vers 6359—6362.

Erzkanzler.

„Dem Pergament alsbald vertrau ich wohlgemut,  
 Zum Glück dem Reich und uns das wichtigste Statut;  
 Reinschrift und Siegelung soll die Kanzlei beschäftigen,  
 Mit heiliger Signatur wirst du's, der Herr, bekräftigen.“

In der Dichtung entfernen sich nun die weltlichen Fürsten und beim Kaiser bleibt nur der Kanzler, der jetzt in seiner Eigenschaft als Geistlicher für die Kirche noch weitere Vorteile zu erlangen sucht. Er weist den



Kaiser darauf hin, dass der Sieg mit Hilfe höllischer Künste erlangt sei. Deshalb werde der Papst den Kaiser mit dem Kirchenbann belegen und damit ihn und das Reich vernichten nach dem damals geltenden Satze, dass ein im Kirchenbann Befindlicher nicht deutscher König sein könne, wenn nicht der Kaiser der Kirche das Land schenke, auf dem der Sieg erfochten sei, und auf dem Lande eine Kirche baue, der die gesamten Landesgefälle zustehen sollen. In Vers 6381—6390 sagt der Kanzler;

„Dann widmest du zugleich dem Werke, wie's entsteht,  
Gesamte Landsgefälle: Zehnten, Zinsen, Beth,  
Für ewig. Viel bedarf's zu würdiger Unterhaltung,  
Und schwere Kosten macht die sorgliche Verwaltung.  
Zum' schnellen Aufbau selbst auf solchem wüsten Platz  
Reichst du uns einiges Gold aus deinem Beuteschatz.  
Daneben braucht man auch, ich kann es nicht verschweigen,  
Entferntes Holz und Kalk und Schiefer und dergleichen.  
Die Fuhren tut das Volk, vom Predigtstuhl belehrt,  
Die Kirche segnet den, der ihr zu Diensten fährt.“

Und schliesslich verlangt der Erzbischof auch sämtliche Abgaben und Gefälle an dem Lande, welches Faust auf Grund des Strandlehens, welches ihm vom Kaiser als Belohnung für seine Hilfe verliehen war, dem Meere erst entreissen will. In Vers 6423—6426 heisst es:

Erzbischof. „Verzeih, o Herr! Es ward dem sehr verrufenen Mann  
Des Reiches Strand verliehn, doch diesen trifft der Bann,  
Verleihst du reuig nicht der hohen Kirchenstelle  
Auch dort den Zehnten, Zins und Gaben und Gefälle.“

Hiermit dürften die Stellen erschöpft sein, die für die deutsche Rechtsgeschichte in Betracht kommen. Es bleibt nur noch die Frage zu erörtern, ob dem Dichter bei Abfassung seines Werkes ein bestimmter Kaiser vorgeschwebt hat. Ursprünglich hat Goethe jedenfalls, wie aus seinen Fragmenten zum Faust hervorgeht, die Person des Kaisers Maximilian I. schildern wollen, was umso näher lag, als auch der historische Faust, um den sich die Sage entsponnen hat, in der Regierungszeit dieses Herrschers (1493—1519) gelebt hat. Die wissenschaftlichen Bearbeiter des Faust halten auch alle, soweit dem Verfasser bekannt ist, an dieser Ansicht fest. Allein der Vorgang der Goldenen Bulle weist die Dichtung in das Jahr 1356 und damit in die Regierungszeit Kaiser Karls IV. Es scheint daher nicht ausgeschlossen, dass Goethe im späteren Verlauf seiner Arbeit von seiner ursprünglichen Absicht abgekommen ist und Kaiser Karl IV. zum Vorbild genommen hat, eine Ansicht, die dadurch noch eine gewisse Stütze erföhre, weil unter Kaiser Karl IV. tatsächlich einmal ein Gegenkaiser, Günther von Schwarzburg, auftrat, während unter der Regierung Maximilians von einem solchen nichts bekannt ist. Im übrigen ist es selbstverständlich, dass Goethe bei Schilderung der kaiserlichen Person mit grosser dichterischer Freiheit verfahren ist.

## Universitäts-Professor und Studienrat Dr. J. Plassmann, Münster i. W. / KALENDERFRAGEN.

Jubiläen werden als die richtige Gelegenheit betrachtet, nicht nur frohe Feste zu feiern, sondern auch den Zusammenhang, zumal den zeitlichen Zusammenhang, der Dinge im denkenden Geiste zu überblicken. Einem Jubelgreise wird in freundlicher Rede die Stunde zurückgerufen, da er vor einem halben Jahrhundert als schüchtern junger Anwärter ins Amtszimmer eintrat, oder als wonnevoller Bräutigam mit seiner Erkorenen am Altar stand. Aufgefordert, für die Jubelnummer der Deutschen Internierten-Zeitung einige Sätze zu schreiben, könnten wir uns gleicherweise in deren erste Anfänge vertiefen und dem Leser vorzuführen versuchen, wie sie sich allmählich herausgemacht hat, bis die dreistellige Zahl erreicht war. Da sie sich jedoch am besten selbst darüber ausweist, möchte ich hier einen anderen Gegenstand anschneiden. Alles Geschichtliche des Ablaufes eines welterschütternden Krieges nicht minder wie der Werdegang einer Zeitschrift, wie das kirchliche und bürgerliche Leben der Menschheit, ja, wie alle unsere Alltagsbeschäftigungen fügen sich in zwei kunstvolle Räderwerke ein, die im Laufe der Jahrtausende von sinnenden Männern erdacht sind. Wir nennen sie Uhr und Kalender. Jene dient der Zeitmessung im Kleinen, wo der Tag die grösste Einheit, dieser der Zeitmessung im Grossen, wo er die kleinste Einheit darstellt. Beiden ist es eigen, dass sie vom Kulturmenschen, der sich im allgemeinen blindlings auf sie verlässt, gewöhnlich ohne besonderes Nachdenken gebraucht werden. Wenn wir nun im Folgenden einige den Kalender betreffende Fragen hiererörtern, so soll es hauptsächlich geschehen, weil an diesem kunstvollen Gebäude neuerdings, und zwar nicht erst im Kriege, mächtig gerüttelt worden ist, und weil man zu den meistens gut gemeinten, hier und da aber doch bedenklichen Aenderungsvorschlägen die richtige Stellung finden möchte.



Der Festkreis der christlichen Kirche hat seine grossen Schönheiten. Wie wir zahlreiche Naturerscheinungen kennen, wo die höchste Phase rasch und sicher erreicht wird, worauf dann ein langsameres Abklingen folgt, so beginnt das Kirchenjahr mit dem ersten Adventsonntage, dem nach einigen kleineren und grösseren Festen in durchschnittlich etwa vier Monaten das Hauptfest der Christenheit, nämlich der Ostertag, folgt. Die absteigende Linie verteilt sich im Mittel fast auf acht Monate; sie führt über den Himmelfahrts- und Pfingsttag und eine Reihe weiterer Feiertage in das ruhige Bett der einfach gezählten Sonntage zurück.

Kein Zweifel, dass diese Festreihe, die der Gläubige mit voller Anteilnahme durchkostet, auch dem abseits der Kirche Stehenden nicht gleichgültig ist. Zu fest verankert sind die religiösen Gedankenreihen im Volke, als dass sie sich durch andere Weltanschauungen einfach weg verfügen liessen. Auch wer die Feste naturalistisch umdenkt, wie es besonders die Leitartikel mancher grossstädtischen Zeitungen zu tun pflegen, geht nicht gleichgültig am Ostermorgen vorüber, und hiesse er Faust. Dieser starke Rückhalt, den die christlichen Festkreise besonders im deutschen Volksempfinden haben, verknüpft nun aber die Frage, wann sie gefeiert werden sollen, ziemlich eng mit rein menschlichen Fragen, und zwar einerseits mit verwaltungstechnischen, andererseits mit wirtschaftlichen. Wo eine scharfe Grenze verläuft zwischen einer kleinen gläubigen und einer viel grösseren freidenkenden Bevölkerungsschicht, da ist der Kirchenkalender in Gefahr, in Vergessenheit zu geraten. Wo aber die Grenze fließend ist und durch zahlreiche Uebergänge vermittelt wird — und wer wollte leugnen, dass das deutsche Volk einigermassen in diesem Falle ist? —, da droht den Festen sobald noch nicht die Gefahr, dem bürgerlichen Leben fremd zu werden. Kennzeichnend ist in dieser Hinsicht, dass die sogenannten zweiten Feiertage, also der Stephanstag, der Oster- und Pfingstmontag, vor einer Reihe von Jahren von Rom aus freigegeben wurden, ohne dass in Deutschlands katholischen Kreisen jemand daran gedacht hätte, sich nicht mehr an sie zu binden.

Unter der Beweglichkeit des Osterfestes und der von ihm abhängigen Feiertage leidet die deutsche Schule, diese so hochstehende und verwickelte Einrichtung, in merkbarer Weise. Es geht nicht an, die freien Tage auf die Zeit von Karfreitag bis Ostermontag zu beschränken. Dass am Gründonnerstag noch unterrichtet wird, ist vor einigen Jahren als äusserst seltener, nicht zu billiger Ausnahmefall von einer mittleren technischen Schule berichtet worden. Auch wenn man nicht zu Ostern, sondern zu Herbst versetzte, würde man die richtigen Osterferien nicht missen wollen. Bekanntlich schwankt nun aber der Auferstehungstag zwischen dem 22. März und dem 25. April, und da die Osterferien aus anderen Erwägungen kaum über mehr als drei Wochen erstreckt werden können ist man gezwungen, in einigen Jahren den Beginn, in anderen den Schluss der Vakanz in die Festwoche zu verlegen, ohne dass der Zweck vollständig erreicht würde, nämlich die Gleichmachung des Tertial von Neujahr bis Ostern, das für die meisten Schüler der höheren Anstalten besonders wichtig ist, in den einzelnen Jahrgängen.

Auch in die Geschäfts- und Amtszimmer leuchtet der Ostervollmond. Die Feste können so fallen, dass die notwendigen Rechnungsabschlüsse alle Feiertagsfreude verderben. Dabei hat sich ja der 1. April immer mehr zum geschäftlichen Neujahrstage herangebildet.

Endlich wissen wir noch aus der Friedenszeit, dass die Bekleidungs- und Bewirtungs-Gewerbe an der Stellung der Oster- und Pfingsttage im Jahre stark beteiligt waren. So lange der Mensch ein sinnliches und geistiges Wesen bleibt, wird er die Erholungstage, die zunächst der geistigen Sammlung gewidmet sein sollen, nebenher durch ausgiebigere körperliche Genüsse begehnen; und dass selbst die Mode in die Festfrage hineinspielt, indem sie ihre Neuheiten zu den Vierhochzeiten auf den Markt wirft, zeigt eben wieder, wie stark die Feste im Volksempfinden wurzeln.

Für eine Einschränkung der Beweglichkeit der Feiertage sprechen also viele Erwägungen, und so hat man besonders, als der Jahrhundertwechsel bevorstand, etwa von 1890 an, sich um Verbesserungsvorschläge bemüht. Dabei zeigte sich, dass mit Ausnahme des orthodoxen Russentums keine der christlichen Kirchen der Aenderung ablehnend gegenüberstand. Zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts waren besonders durch die Bemühungen von Wilhelm Foerster\*) die leitenden Kreise in Rom, Berlin, London und Washington, ja auch das ökumenische Patriarchat in Konstantinopel, soweit geeinigt worden, dass nur noch auf den Anschluss Russlands gewartet wurde, bezüglich dessen man wohl zu optimistisch dacht. Mit diesem Warten scheint die für eine Reform natürlich besonders günstige Zeit des Wechsels der Säkularzahl verloren gegangen zu sein, so dass der Plan ins Wasser fiel. Der Vorschlag lautete damals: Ostern soll, unter Wegfall der Mond- und Epaktenrechnung, am 3. Sonntag nach der Frühlingsnachtgleiche begangen werden. Nach Foersters erstem Antrage sollte der Zeitpunkt der Nachtgleiche, d. h. also der Moment, wo die Sonne am Aequator steht, astronomisch für den Meridian von Jerusalem bestimmt werden, da sich hier die grossen Ereignisse abspielt haben, deren Gedächtnis wir in den Kar- und Ostertagen zu feiern gewohnt sind. Indessen hatte dieser schöne Gedanke die technische Erwägung gegen sich, dass dann der Tag der Nachtgleiche von

\*) Der noch jetzt lebende Altmeister der deutschen Astronomen, von 1865 bis 1903 Direktor der Königlichen Sternwarte in Berlin. Sein ältester Sohn ist der Philosoph und Pädagoge Friedrich Wilhelm Foerster.



den bevorstehenden Verfeinerungen der Theorie zu abhängig geworden wäre. Es konnte dann jener Moment bald auf den 30., bald auf den 21. März fallen. Somit entschloss man sich, den 21. als festen Aequinoktialtag beizubehalten, von dem sich ja die wahre Nachtgleiche infolge der sinnreichen Gregorianischen Schaltung doch nicht weit entfernen kann. Später ist an die Stelle dieses Vorschlages der praktisch davon nicht sehr abweichende getreten, dass stets am 2. Sonntage im April der Auferstehungstag des Herrn gefeiert werden soll. Bei dem ersten Verfahren würde Ostern frühestens, nämlich wenn der 21. März ein Samstag ist, auf den 5. April fallen, spätestens, nämlich wenn der 21. März ein Sonntag, auf den 11. April; bei dem zweiten Verfahren würde, wenn der 1. April ein Sonntag, Ostern bereits am 8. sein, wenn der 1. ein Montag, erst am 14. April.

Inzwischen ist der eherne Tritt der Weltgeschichte über die früher im östlichen Europa gehegten Bedenken hinweggegangen. Dass die bekannte Festsetzung des Konzils von Nicäa die Christenheit nicht dogmatisch binden, sondern nur eine liturgische Frage zur Zufriedenheit aller Beteiligten lösen wollte, erhellt aus allem, was über die Verhandlungen bekannt geworden ist, und auch aus dem grossen Verständnis, das Rom, in solchen Fragen sonst gewiss nicht leichtfertig, den Reformplänen entgegengebracht hat. Dagegen lagen dem ablehnenden Standpunkte des zaristischen Russlands offenbar politische Erwägungen zu Grunde. Russland konnte allen nicht auf Rom geeigneten Völkern um so eher als Hüter des wahren Glaubens erscheinen, je strenger es sich in einer zwar kein Dogma betreffenden, aber das Volksempfinden doch gewaltig aufrührenden Frage verhalten. Hatte man doch aus demselben Grunde auch der Weglassung der Schalttage in den meisten Säkularjahren, die der Gregorianische Kalender aufbrachte, nicht zugestimmt, obgleich das evangelische Deutschland die Neuerung angenommen hatte.

Während des Weltkrieges führte Bulgarien den Gregorianischen Kalender ein, und auch im türkischen Reiche, wo sich die Feste natürlich nach dem Mondkalender des Islam richten, wurde die christliche Zeitrechnung für das bürgerliche Leben massgebend. Deutschland führte die Sommerzeit ein, die einige Jahre vorher beim britischen Parlament keine Gnade gefunden hatte, und bald darauf las man im Vermischten der Zeitungen die kurze Nachricht von einer Tatsache, die zu anderer Zeit die längsten Leitartikel hervorgerufen hätte: Das republikanische Russland hatte den neuen Kalender angenommen, ein Menschenalter nach dem monarchisch-heidnischen Japan! Nun befinden sich ja die gegenwärtigen russischen Machthaber immer noch in einer gewissen Kampfstellung gegen die ehemals mit der Monarchie so stark verkettete Kirche. Es ist aber kaum zu bezweifeln, dass nach einiger Zeit, wenn sich diese ausgedehnten Lande wieder beruhigt haben, die regierenden Kreise die grossen Vorteile, welche eine mit dem Volksempfinden verwachsene Religion dem Staatswesen zu bieten vermag, einsehen und mit der orthodoxen Kirche ihren Frieden machen werden. Aber an eine Wiedereinführung des Julianischen Kalenders ist dann nicht mehr zu denken. Im Gegenteil: Hat man erst eingesehen, dass es ohne ihn geht, dass sich die grossen Feste gemeinsam mit den Bekenntnissen des Westens feiern lassen, so wird man dort später auch einer Einschränkung ihrer Beweglichkeit zustimmen vermögen. Vorläufig ist natürlich an eine Einigung auf den Reformvorschlag hin nicht wohl zu denken, da die Menschheit jetzt noch andere Sorgen hat.

Während nun die Osterreform sehr erörterungsfähig ist, gibt es andere Pläne, von denen man nicht dasselbe behaupten kann. Es handelt sich um die radikalen Vorschläge, den Kalender so umzugestalten, dass in Zukunft derselbe Monatstag immer auf einen Wochentag fällt, z. B. der 1. Juni auf einen Sonntag. Da gegenwärtig das Gemeinjahr 52 Wochen und einen Tag hat, so wird ein mit einem Sonntag beginnendes Jahr auch mit einem Sonntag schliessen. Man kann nun den Zweck, das nächste Jahr wieder mit einem Sonntage beginnen zu lassen, auf zwei Arten erreichen. Entweder gibt man dem Jahre nur genau 52 Wochen gleich 364 Tagen, wodurch man dann gezwungen ist, alle 28 Jahre nach einer bestimmten Regel 5 Schaltwochen einzulegen, oder man nennt nicht nur den letzten Tag des alten, sondern auch den ersten Tag des neuen Jahres von 365 Tagen einen Sonntag, setzt also an die Jahreswende den sogenannten Doppelsonntag und macht es in den Schaltjahren auch an der Grenze des Juni und Juli so. Bei dem ersten Verfahren ist es schwer, den einzelnen Monaten die richtige Länge zu geben; von jedem Vierteljahr dem mittleren Monat 5 Wochen, den beiden äusseren je 4 zu geben, ist doch zu grob mechanisch und macht für die Geschäftswelt die Monate zu ungleich. Man hätte allerdings dann den übrigens zweifelhaften Vorteil, dass jeder Monat mit einem Sonntage anfinde, jeder 3., 10. usw. eines jeden Monats ein Dienstag wäre. Die Schaltwochen würden aber eine Verschiebung gegen die natürliche Jahreslänge einbringen müssen, die eigentlich in unserm Klima schon zu gross wäre. Der zweite Plan ist jedoch noch bedenklicher. Die Woche ist die kalendarische Einheit, die nun seit Jahrtausenden ihren Wellenschlag fast bei allen Kulturvölkern unbeirrt durch alle anderen Systeme vollzogen hat, ja die bei Christen wie bei Juden und Muselmännern mit dem Nimbus der göttlichen Einsetzung bekleidet ist. Soll man diesen Kreislauf unterbrechen einer Liebhaberei zu Gefallen, die auch noch eine bestimmte Gefahr mit sich bringt? Nämlich die Gefahr falscher Datierung! Schreibt jemand heute Dienstag den 15. Oktober und vergisst die Jahreszahl 1918 beizufügen, so lässt sich dies, sei es auf einem



Schuldschein, sei es in einer anderen wichtigen Aufzeichnung, z. B. bei einer wissenschaftlichen Beobachtung, im allgemeinen später leicht zu ermitteln, da ein Zweifel um mehrere Jahre, und hier müssten es ja 5 oder 6 sein, im allgemeinen nicht bestehen wird. Das fällt natürlich weg, wenn der 15. Oktober unwiderruflich mit einem bestimmten Wochentage verheiratet wird. *Quieta non movere!* Der alte Kalender hat seine Schönheitsfehler, zu denen beispielsweise auch die aus geschichtlichen Gründen erklärbare stiefmütterliche Behandlung des Februar zu rechnen ist; aber so schlimm, wie ihn die Umstürzler machen, ist er eben doch nicht.

### E. Sch. / NATIONALSPENDE UND DEUTSCHE INTERNIERTEN-LICHTSPIELE.

Wenn du gibst, so lass deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut. Ein schönes Wort, wenn jedermann es beherzigen wollte. Es soll vor Eitelkeit schützen. Wo aber über Gaben Abrechnung geführt werden muss, wo es sich um allgemeine Sammlungen handelt, da muss wohl oder übel den Gebern das Resultat mitgeteilt werden. Also nicht Dünkel, lediglich die Pflicht diktiert diese Zeilen.

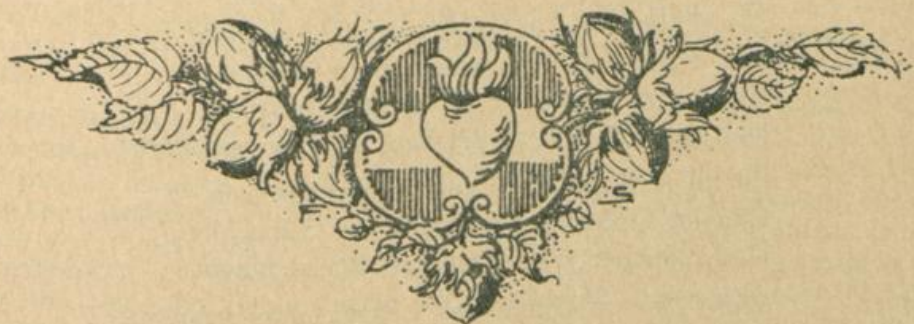
Das vorläufige Ergebnis der Sammlung bei den deutschen Internierten für die Schweizer Nationalspende beträgt rund 9500 Franken. Es sammelten:

Region Engelberg	3140,15 Fr.	Region Chur	230,64 Fr.
„ Zentralschweiz	3646,64 „	„ St. Gallen	433,46 „
„ Davos	1078,32 „	„ Bern	489,70 „
„ Zürich	235,00 „	„ Basel	150,20 „

Dazu kommen noch kleinere Beträge aus Lugano, Genf.

Am Sonntag, den 6. Oktober, haben die Deutschen Internierten-Lichtspiele in Engelberg ihre erste Vorführung zugunsten der Nationalspende gegeben. Bisher hatten die Kinovorstellungen wegen der Grippe unterbleiben müssen. Wie die Sammlung für die Nationalspende, so ist auch das Wanderkino in der Hauptsache als ein Beitrag zur Abtragung der Dankesschuld an die freundlichen Herberger gedacht. Den Schweizer Kindern in den Orten, die seitab liegen vom Trubel der Stadt, Schweizer Kinder, deren Väter seit langem zum Militärdienst eingezogen sind, deren Mütter mit dem Rappen rechnen müssen wie deutsche Wehrmannsfrauen in unserem lieben Heimatland mit dem Pfennig, um diesen Kindern eine Freude zu bereiten, zieht unser Kino von Ort zu Ort. Und an den Abenden wird es seine Filme leben lassen vor den Internierten, auch als Abtrag einer Schuld, als Mittel zur Aufmunterung in trüber Herbstes- und Winterstimmung, als Zauberer, die Heimat, die liebe, schauen zu lassen und deren Heldenvolk bei der Arbeit draussen und drinnen. Endlich soll auch den Eltern der Kindlein, die am Nachmittage unser Kino sahen, Gelegenheit geboten werden, gegen ein geringes Eintrittsgeld, das in seinem vollen Betrage der Schweizer Nationalspende zufließen wird, wirklich gute Filme sehen zu lassen. Wie staunt der Norddeutsche, wenn er im Film die Schweizer Alpen sieht, wie klopft das Herz: Dahin, dahin, möcht ich wohl ziehn! Sollte den Bewohnern des Berglandes wohl ähnlich zu mute sein, wenn sie die Wogen des Weltmeeres branden, die deutsche Flotte, die muntern Schiffsmannschaften in Bewegung und Arbeit sehen?

So haben wir mit unserer Sammlung nach unseren schwachen Kräften versucht, ein Tröpflein beizusteuern zur Linderung des Weltelendes, das der Weltkrieg bis in die friedlichsten neutralen Länder schleudert. Dazu sollen auch die Deutschen Internierten-Lichtspiele weiterhelfen.





# KUNST

Emanuel von Bodmann / Zwei Sonette.

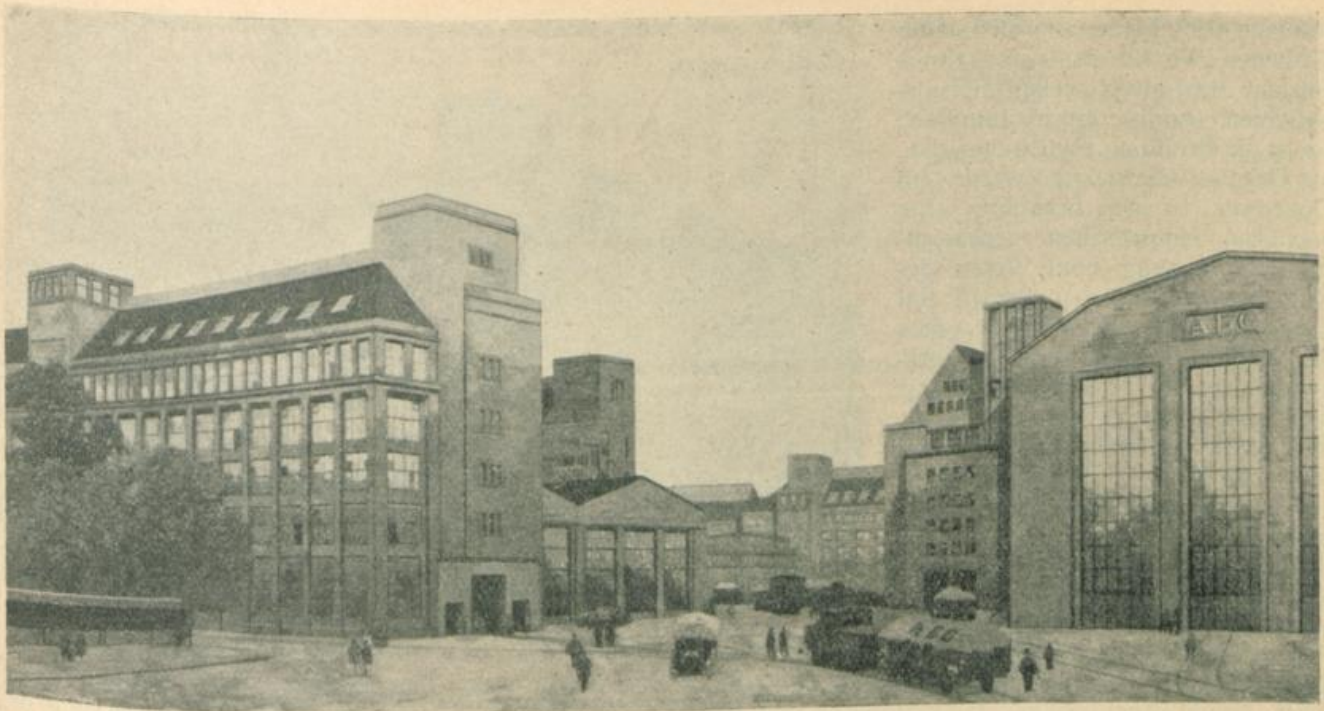
## DAS LICHT DER WELT.

Wir Menschen, sonst geübt in Meisterschaft,  
Am Abgrund klar und klug uns einzurichten,  
Unfrieden mit Vertrag und Spruch zu schlichten,  
Wir brauchen jetzt all unsre Kunst und Kraft,  
Im grausen Völkertanz uns zu vernichten,  
Und schauern doch wie Kinder rätselhaft,  
Sehn wir auf Leiber grässlich aufgeklafft,  
Und staunen, wie wir Leichenberge schichten.  
Und wenn uns auch die Augen übertaun  
Und manchem in verzerrtem Krampf erblinden,  
Wir können uns von Unheil, Hass und Graun,  
Von Liebe, Leid und Mitleid nur entbinden,  
Wenn wir im Blutbad auch das Licht erschaun,  
Das uns durchflammt, Leib, Welt zu überwinden.

## DAS REICH.

Ueber den Völkern ist ein Reich gebaut,  
Das süsse Weisheit noch von je verkündet,  
Und wo die Sehnsucht aller Wesen mündet  
Und wo der Himmel aller Sterne blaut.  
Die Stufen sind in unsrer Brust gegründet,  
Und Keiner ist, der seinem Pfad vertraut  
Und es in Augenblicken nicht geschaut,  
Hat ihn sein Glanz die Seel im Leib entzündet.  
Es tut sich auf in Friedens Sonnenschein  
Und im Gewühle aufgerauschter Schlachten,  
Und mancher sah erstaunten Blicks hinein,  
Wollt' er vor Graun das Leben schon verachten.  
Wir aber wollen seine Hüter sein,  
Die wir an seinem stummen Tor erwachten.





Gesamtbild der A. E. G.-Fabriken am Humboldtthain Berlin.

### Architekt Prof. Peter Behrens / ÜBER DEN ZUSAMMENHANG DES BAUKÜNSTLERISCHEN SCHAFFENS MIT DER TECHNIK.

Selbst beim Rückblick auf die hervorleuchtenden Epochen der Geschichte müssen die Ergebnisse geistiger Energie auch unserer Zeit standhalten. Es darf anerkannt werden, dass sie nicht hinter denen anderer Zeiten zurückstehen, wenn auch ihre Eigenschaften von anderer Art sind. Die imposantesten Aeusserungen unseres Könnens sind die Resultate der modernen Technik. Ihre Fortschritte haben eine erstaunliche Höhe des materiellen Lebens geschaffen, wie sie so hoch in der Geschichte bisher noch nicht erreicht war; allerdings nur des materiellen, aber nicht, wenigstens bis jetzt noch nicht, eines kulturellen, denn eine Einheit von materiellen und geistigen, d. h. seelischen Werten konnte noch nicht zum Formausdruck werden. Ein Leben ohne den materiellen Nutzen der modernen Technik und ohne ihren rastlosen Fortschritt kann nicht mehr gedacht werden; dennoch zeigt das öffentliche Leben ein starkes Kulturbedürfnis und ein grosses Verlangen nach Bildung, Betätigung und Entwicklung auf allen Gebieten der Kunst. Trotzdem aber trägt es nicht die Zeichen einer gereiften Kultur, weil die Gebiete der Technik und der Kunst sich nicht berühren. Der Architekt sucht vielfach noch den ästhetischen Inhalt aus dem Formenschatz der vergangenen Jahrhunderte, während Ingenieur bei seinen Bauten nur das Interesse an der Konstruktion findet und in diesem durch rechnerische Tätigkeit gewonnenen Resultat sein Ziel erreicht zu haben glaubt. So ist es bedauerlich, dass die beiden wichtigen Interessengebiete, das der Kunst und der Technik, unbeeinflusst nebeneinanderliegen und durch diesen Dualismus unsere Zeit nicht die Einheitlichkeit in ihrer Formerscheinung gewinnt, die die Bedingung und das Zeugnis zugleich für einen Stil ist. Denn unter Stil verstehen wir doch nur den einheitlichen Formausdruck, den die gesamten Geistesäusserungen einer Epoche ergeben.

Die letzten 50 Jahre stellten so grosse Aufgaben an den Ingenieur, dass seine Erfindungskraft vollkommen und allein beansprucht wurde und der Gedanke an die ästhetische Gestaltung nicht aufkommen konnte. Trotzdem entbehren die Werke des Ingenieurs oft einer bestimmten Schönheit nicht, es sei nur der grossen eisernen Hallen gedacht, die durch ihre weitgespannten Ueberdachungen gewiss den Eindruck der Grossartigkeit geben. Sie tragen eine Pseudo-Aesthetik in sich, sie verkörpern die Gesetzmässigkeit der mechanischen Konstruktion, es ist die Gesetzmässigkeit des organischen Werdens, die auch die Natur überall offenbart. Die Natur ist aber nicht Kultur, und so kann auch die alleinige menschliche Erfüllung nur zwecklicher und materieller Absichten sie nicht schaffen. Und nichts ist natürlicher, als dass bei aller und wahrhaft begeisterter Anerkennung der Errungenschaften der Technik und des Verkehrs die Sehnsucht nach dem absolut Schönen dennoch in uns wach bleibt und wir nicht daran glauben wollen, dass von nun ab die Befriedigung, die durch die Exaktheit und äusserste Zweckmässigkeit hervorgerufen wird, an die Stelle der Werte tritt, die uns früher beglückt und erhoben haben. Es kann also nicht zugegeben werden, dass die Arbeits-

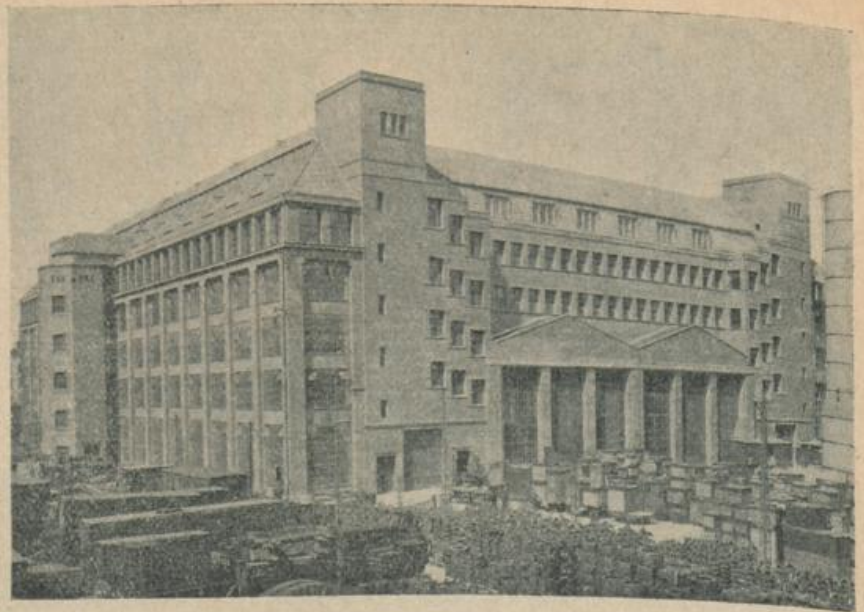


resultate des Ingenieurs an sich schon Einheiten eines Kunststils sind. Kunst entsteht nicht aus Zweckmässigkeitsabsichten, sondern nur als Intuition; sie ist die Erfüllung psychischer, d. h. ins Geistige übersetzter Zwecke. Im Gegensatz zu der bekannten aber veralteten Semper'schen mechanistischen Auffassung vom Wesen des Kunstwerkes, die den Begriff Stil durch die Forderungen definiert, dass das Werk das Resultat des Gebrauchszwecks des bei der Herstellung vorhandenen Stoffs sei, ist vielmehr die Riegl'sche begründet, die im Kunstwerk das Resultat eines bestimmten zweckbewussten Kunstwillens erblickt, das sich im Kampf mit Gebrauchszweck, Rohstoff und Technik durchsetzt. Also die Technik ist beim Prozess der künstlerischen Form nicht ein schöpferischer Faktor,

sondern als ein Teil eines grossen Kräftekomplexes nur ein mitwirkender, als dieser freilich von grosser Wichtigkeit. Es soll anerkannt werden, dass sowohl die neue Konstruktionsart wie das neue Material, das Eisen, auch in künstlerischer Beziehung wichtige Faktoren sind; als diese sollen sie auch voll bewertet werden; aber aus ihnen allein kann eine neue Schönheit nicht entwickelt werden. Wie es physikalische Gesetze gibt, so gibt es auch Kunstgesetze. Und diese, die sich seit Anfang aller menschlichen Kultur als fortlaufende Tradition gültig erhalten haben und zum Eigentum Lessings und Goethes wurden, können und sollen nicht verloren werden. Sie sind vorhanden und behalten ihr Recht neben den Anforderungen der Technik. Unsere ernsteste Aufgabe ist, der hochentwickelten Technik zu einer künstlerischen Qualität zu verhelfen. Die Forderung, Schönheit nach Möglichkeit zu berücksichtigen, mag selbstverständlich erscheinen, aber das Schaffen künstlerischer Formen, seien es noch so einfache, ist keine Tätigkeit, die ohne weiteres mit etwas gutem Willen und Geschmack gelingt, sondern sie ist auch im Zusammenhang mit der Technik ein Teil von der höchsten menschlichen Lebensäusserung der Kunst.

Wenn auf jedem Gebiete das Dilettieren allem ernstem Wollen und Können feindlich entgegensteht, so ist es in der Kunst dann von um so grösserem verderblichem Einfluss, wenn es sich anschickt, sich der Kraft zuzugesellen, die unserer Zeit das Gepräge gibt. Es ist eine Frage von grösster Wichtigkeit, von Bedeutung für die Geschichte menschlicher Kultur, ob es gelingen wird, dass die grossen technischen Errungenschaften unserer Zeit selbst zum Ausdruck einer reifen hohen

Kunst werden. Das heisst mit anderen Worten: ob unsere natürlichen Lebensäusserungen durch Einheitlichkeit einen Stil bedeuten werden. Aus der Geschichte lässt sich erkennen, wie das Zusammenwirken von grossem technischem Können und tiefempfundener Kunst den Stil für eine Periode zeitigte, und man beobachtet, dass niemals eine neuerfundene Technik die besondere Formgebung veranlasste, sondern dass diese aus dem Formwillen der Zeit heraus entstand. Die ägyptischen Pyramiden und der griechische Tempel, die gotische, die romanische Kathedrale, der Renaissance-Palast, sie alle sind gerade durch Formverschiedenheit überzeugende Beispiele dafür, dass die Form nicht aus der Technik entstammt, sondern der Formwille die Technik fand und erfand, die ihm nötig erschien. Auch wir durchqueren heute nicht grosse Landstrecken während eines Mittagmahls, weil



Hochspannungsfabrik der A. E. G. an der Brunnenstrasse Berlin.



Turbinenfabrik der A. E. G.-Fabriken.

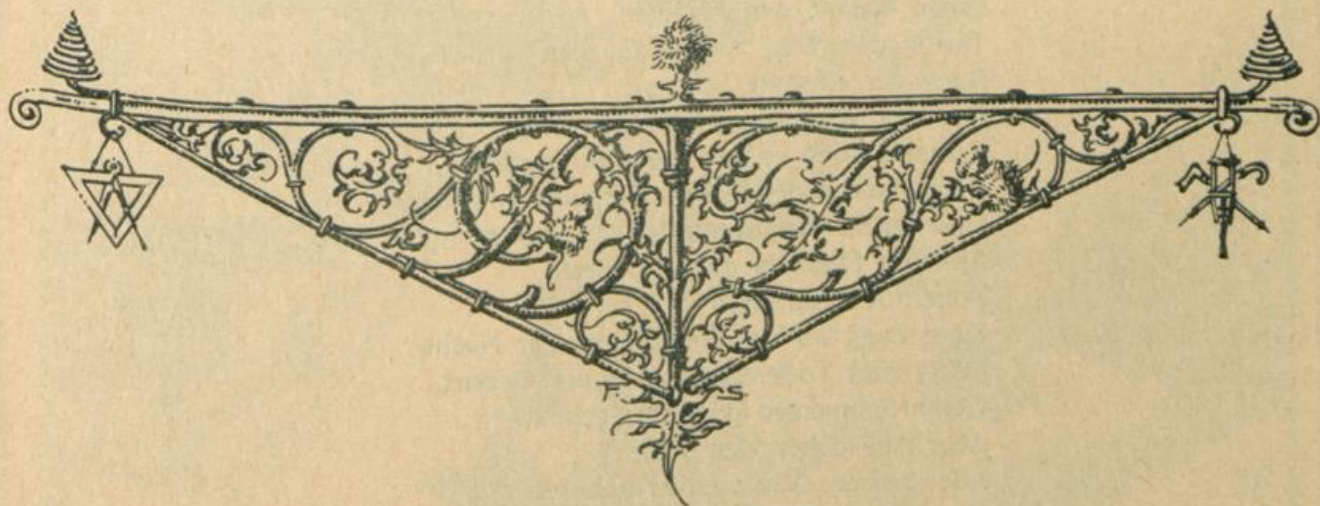


wir die Dampfmaschine erfunden haben, sondern wir haben diese erfunden, weil die Ueberwindung von Zeit und Raum unser Wunsch war.

Uns interessiert nun am meisten die Frage, welche Bedingungen mit einem Kunstwollen unserer eigenen Zeit übereinstimmen. Die Beantwortung dieser Frage würde die Definition eines Stils für unsere Zeit bedeuten, und sie ist daher unmöglich, da ein Stil nur im Rückblick auf eine vergangene, in sich abgeschlossene Epoche erfassbar ist. Die Bedingungen für unsere Zeit sind uns nicht bekannt, sie können nur intuitiv empfunden und in der Rhythmik unsres Lebens gefühlt werden. So können wir sagen, dass unsere Zeit schneller dahineilt als die unserer Väter, dass wir von einer Eile getrieben werden, die uns die Musse nimmt, Details in uns aufzunehmen, die uns die Silhouette grosser Bautenkomplexe interessanter macht als einzelne Gebäude. Darum verlangen wir eine Architektur, die möglichst geschlossene, ruhige Flächen zeigt, die durch ihre Bündigkeit keine Hindernisse bietet. Also ein grossflächiges Gliedern, ein übersichtliches Kontrastieren von Einzelheiten und grossen Flächen, oder ein gleichmässiges Reihen von notwendigen Einzelheiten erscheint notwendig.

Eine wichtige architektonische Aufgabe unserer Zeit stellen die Fabrikbauten und alle Gebäude, die mit der Industrie oder dem Verkehrswesen im engem Zusammenhang stehen. Reine Nutzgebäude, die vernachlässigt werden dürften, gibt es im architektonischen Sinne nicht, auch hat jedes Haus seine Nützlichkeitsbestimmung, selbst die Kirche. Da das oberste Prinzip bei jeder Kunstübung darin liegt, mit den geringsten Mitteln die stark möglichste Wirkung zu erzielen, so kann in der Architektur auch ein Gradunterschied nach den verfügbaren Geldmitteln nicht anerkannt werden. In keiner der vergangenen Stilepochen ist das auch nur den einfachsten Zwecken dienende Haus künstlerisch vernachlässigt worden. Wenn wir heute den Industriebauten künstlerisches Interesse zuwenden — und es gibt schon eine ganze Anzahl solcher künstlerisch durchgeführter Anlagen —, so ist das auch noch aus einem anderen Grunde veranlasst: Die Entfaltung monumentaler Kunst ist stets der Ausdruck eines bestimmten Machtkreises in einer Zeit gewesen. Man kann in diesem Sinne im Mittelalter von der Kunst der Kirche, in der Barockzeit von der Kunst der Könige, bei den Formen um 1800 von bürgerlicher Kunst sprechen. So bildet heute unsere reich erblühte Industrie wieder einen solchen Machtkreis, der nicht ohne Einfluss auf die Kultur bleiben kann.

Die Industrie ist berufen, neben ihrer eigentlichen Produktion auf ihr Eingehen auf die ästhetischen Forderungen unserer Zeit hohe Werte von nationaler und volkswirtschaftlicher Bedeutung zu schaffen, denn die allgemeine Hebung des Geschmacks ist schliesslich auch eine wirtschaftliche Frage. Es kommt hierbei ein Umsetzen geistiger Arbeit in materielle Werte in Betracht. In letzter Linie ist eine durch ein ganzes Volk gehende Geschmackskultur das Zeugnis für die Tüchtigkeit eines Volkes. Und in einer Synthese des künstlerischen Könnens und der technischen Tüchtigkeit liegt die verlockendste Aussicht, nämlich die Erfüllung unserer aller Sehnsucht nach einer Kultur, die sich in der Einheitlichkeit aller Lebensäusserungen als ein Stil unserer Zeit zu erkennen gibt.



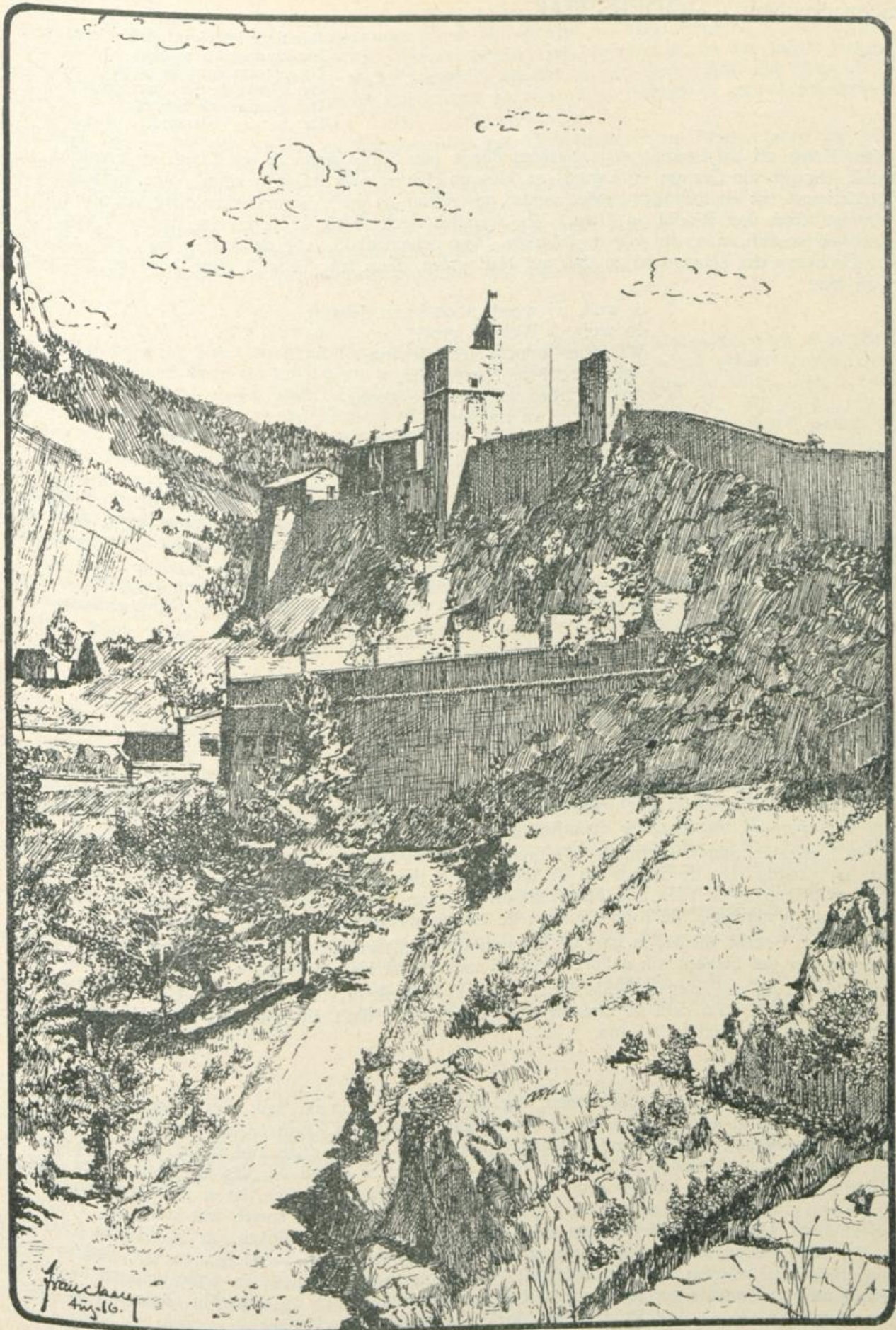


Hermann Hesse / DIE NACHT.

Blume duftet im Tal,  
Ferne Blume der Kindheit,  
Die nur selten dem Träumer  
Ihre verborgenen Kelche öffnet  
Und das Innere, Abbild der Sonne, zeigt.  
Auf den blauen Gebirgen  
Wandelt die blinde Nacht,  
Ueberm Schooss das dunkle Gewand gerafft  
Streut sie ziellos und lächelnd  
Ihre Gaben, die Träume aus.  
Unten lagern, vom Tag verbrannt,  
Schlummernde Menschen;  
Ihre Augen sind voller Traum,  
Seufzend wenden viele das Antlitz  
Hin nach der Blume der Kindheit,  
Deren Duft sie zärtlich ins Dunkle lockt  
Und dem väterlich strengen  
Ruf des Tages tröstlich entfremdet.  
Rast des Ermüdeten ist's,  
In der Mutter Umarmung zurück zu fliehn,  
Die mit lässigen Händen  
Uebers Haar dem Träumenden streicht.

Kinder sind wir, rasch macht die Sonne uns müd,  
Die uns doch Ziel und heilige Zukunft ist,  
Und aufs Neue an jedem Abend  
Fallen wir klein in der Mutter Schooss,  
Lallen Namen der Kindheit,  
Tasten den Weg zu den Quellen zurück.  
Auch der einsame Sucher,  
Der den Weg zur Sonne sich vorgesetzt,  
Taumelt, auch er, um die Mitternacht  
Rückwärts seiner fernen Herkunft entgegen.  
Und der Schläfer, wenn ihn ein Angsttraum weckt,  
Ahnt im Dunkeln mit irrer Seele  
Zögernde Wahrheit:  
Jeder Lauf, ob zur Sonne oder zur Nacht,  
Führt zum Tode, führt zu neuer Geburt,  
Deren Schmerzen die Seele scheut.  
Aber Alle gehen den Weg,  
Alle sterben, Alle werden geboren,  
Denn die unsterbliche Mutter  
Gibt sie ewig dem Tag zurück.





Francken.

Sisteron.



Dar liggt int Norn en Ländeken deep,  
 En Ländeken deep,  
 Un eensam liggt de Strand,  
 Dar blenkt de See, dar blenkert de Scheep,  
 Dar blenkert de Scheep:  
 Dat is min Vaderland.

Klaus Groth.

Wa often klung mi dit Leed in stille Nachten dörch den Sinn, wenn ik int Elend, in Frankriek, oppen Strohsack leeg un vör Gramm un Lengen na Hus un Heimat nich inslapen künn. Wa männigmal stunn min Modersprak mit en fründlich Lachen achter uns, wenn wi an 'n Sünndagnamiddag vertelln von Tohus, von Fru un Kind, von Woold un Garn. Wa heemlich sleek se sik in de Fedder, wenn ik mal recht wat Leefs schriewen wull, awer mi vör de frömden Ogen schamen dö, vör de ik min Hart nich apen leggen müch. Un wenn dat Lengen gar to dull ant Hart greep, denn lang ik woll oppt Bord un greep na „dat Bok“ un lees:

Ik wull, wi weern noch kleen, Jehann,  
 do weer de Welt so grot!  
 Wi seeten oppen Steen, Jehann,  
 weest noch? bi Nawers Sot.  
 An 'n Heben seil de stille Maan,  
 wi seegen, wa he leep,  
 un snacken, wa de Himmel hoch  
 un. wa de Sot wull deep.

Denn köem de Kinnertied mit all ehr Heemlichkeiten, mit de Sandkuhl, mit den Bäk un de Swolkennester ünner de lütt hölten Brügg, mit den Appel- un Blomhoff, mit de Döns un de Abenandacht, mit Freid un Leed, un stell sik vör mi hen un heel in ehr Hand'n dat Angedenken an de Tied, de nich wedder kümmt — — —

Denn sleep ik in mit en heemlich Lachen. Dat „Märchen“, woans de Hochdutschen dat nömt, harr mi de Ogen slaten, dat ik all'ns vergeet, wat dat Hart buk un wedderspenstig maken dö. Nüms verstunn dat beter as se, min ole, gode Modersprak:

Se bögt min stiewe Nack so licht  
 as Moder mit ehrn Arm,  
 se fichelt mi umt Angesicht,  
 un still is alle Larm — — —

Ni wahr, din Moder kunn ok anners snacken as blot mit söte Wörd? Wenn du unbannig weerst, wa lüchen denn ehr Ogen, de di doch sünt so leeflich anlachen dön? Oder wenn eener di wat dohn wull, oder di schimpen dö, wat kunn se dullerhaarig warn!

As mi de Franzosen fung'n harrn un wi dörcht Elsass marscheern, dar klung dat von alle Sieden hämsch un spitz un garstig. Un de Scham un de Wut kak in uns un — gewiss weert groff, awer ik kunn mi nich anners helpen — ik mök min Hart Luft un anter op all de schadenfrohen Fragen mit dat Wort, wat de Hamburger Waterdräger de Kinner toreep, de em jümmer „Hummel, Hummel“ nareepen.

Ik güng noch'n Schritt wieder, ik geef de Antwort in'n vullständigen Satz! Dat klung nich schön, dat harr in Fredenstieden gar gemeen sik anhört, awer mi mak et dat Hart lichter.

Wa groff kannst du sin, min ol Modersprak, wenn en Halunk di inne Ras' bringt! Un dochen, wa strakelst du mit din harten Hand'n dabi so lind un week öwert Hart, dat't still ward un de Ras' sik leggt un de Glowen an dat Gode Saat sei'n kann.

\* \* \*

As Jung stunn ik gern vörn Konditerladen, sög den finen Ruch in un wull niks anners warn in'n Lewen as Konditer. Dat gifft männig Lüd, de ganz wat anners sünd as Zuckerbäcker, de awer likers alle Dag niks eet as söten Kram, Backwark un dusend Herrlichkeiten. Wenn disse Lüd fröher wull mal oppt Land keemen un güng'n an Missen oder Kohstall vörbi, denn höln se Mund un Näs to. Awer ünner disse Lüd geef dat doch ok wülke, de sleeken denn achterna gar heemlich oppt Land, dat et jo keener marken schull, un güng'n rop oppen Hoff, aten mal hoch un deep up un säden denn sowat, wat klung as „Erdgeruch!“ oder so ähnlich. Un denn föddern se 'n Bodderbrot mit Röhrei un Schinken, un 'n Köppen frische Melk darto. Un darto lachen se son beten verlorn, dat eener marken kunn, se dachen an wat, wat se vör ehr Leben gern harrn, wat jüm awer de Grotstadt vör jümmer nahmen harr. Un philosopheern bi Schinken-bodderbrot un rode Grütt öwer Jean Jaques Rousseau un sin „Emil“ un säden in Gedanken dat Gedicht von Seume her: — — — wir Wilden sind doch bess're Menschen!



As Kiekinnewelt dröm ik mit 'n Brodknus inne Hand von Koken un fiene Kleeder. Ik heff Koken eten un fiene Kleeder dragen in min Mannsjahrn. Un dat geef'n Tied, do gläuf ik, to den hogen Kragen hör ok de hoge Sprak, un ik müss min ol Moder verstecken un ehr en lütt Stuw хүrn, dat nüms ehr bi mi finnen dö. Awer dar fung dat in mi an to schandeern un rementern: Scham di wat! Schaneerst di vör din Modersprak?

Un mank all den Trubel vun Thiater un Sellschoppen, vun Grotstadtlewen un Reisen kreeg mi doch dat Heimweh tofaten: ik müss rut ute Stadt, müss min Dörp weddersehn un Kinner un ol Lüd hörn, wa se snacken, as ik as Kind plöttert un spraken harr. Dat weer jedesmal 'n Fest vör mi, en Eten, as „Swartbrot mit Röhrei un Schinken“ för en Hamborger na veer Jahrn engelsche Blockad. Ik kunn mi denn mal wedder rein utspreken, un achterna kunn mi keen Frack un hoge Hoot, keen hoge Kragen un Lackstewel mehr von min plattdütsch Sprak un Art affspenstig maken: ik bleef vun Harten gesund. Denn ik stünn fast op de Eer, op de ik born un togen wör, un bleef fast bestahn, eenerlei, op ik int Dörp oder inne Grotstadt lew.

Wil dat de plattdütsche Sprak so ganz niks an sik hett von Dickdohn un Modenkram, wil se gegen hoch un siet gliek fründlich, apen un todohnlich is, giff dat en Barg Lüd, de von ehr gläuft, se weer en Mäten för allens. Un disse Lüd meent, wenn se tief Minuten mit 'n Fedderholder hanteern künnt, ohn 'n Schriewkramp to kriegen, denn harrn se dat Tügs in sik, plattdütsche Böker to schriewen. Do is dat Unkrut so geil inne Höchde schaten, dat et en Tidlang öwer den Weeten rutwuchern dö. Earnsthafte Minschen seegen dat Spillwark, schüttkoppen dursam un urdeeln: Die plattdeutsche Sprache ist endgiltig untergegangen!

Sonne Lüd giff hüt noch. Un darbi sünd unse plattdütschen Schün'n bit an den Dackbalken vull von gülden Weeten: Groth, Reuter, Brinckman, Fehrs; un Wagenfeld un Wibbelt; un Gorch Fock mit sien Broder Kinau; Stille, Fritz Lau un Stillfried; un Stavenhagen un Hinrich Wriede, üm blot 'n paar gode Namen to näum'n. Mag dat K-Brot ok ni ümmer na unsen Smack geraden, dat Brot, wat ut den Weeten von unse goden plattdütschen Dichterslüd backt ward, hett grad in de letzten Jahr'n vele Harten Kraft spend. Wer wüss ni, dat Klaus Groth sien „Quickborn“ vör en halwig Hunnert Jahr'n in Holsteen ni anners teekent wör as „dat Book“. Dat Book! So sän de Lüd fröher blot to de Bibel. Keen anner hochdütsch Book driggt dissen Ehrennam. De Landmann awer wüss woll, worüm he den Quickborn so heeten dö.

Do ward hütigendags vel don „zur Hebung der Moral“. Un dat is good so. De eernste Kriegstied kriggt jem do buten in Feld un Grawen un Ünnerstand hart tofaten. As 'n ewig griesen Dak liggt dat Lewen öwer jem. Uns' Modersprak bringt en lustig Lachen, en Frimot, ja, meist müch ik seggen, en Stückschen Lichtsinn in jemmer Reegen. Hör doch blot, wosaken sik de Lüd affinnt mit all de Verdreetlichkeiten, mit alle Argernis, mit „Kohldamp“ un Unrendlichkeit. Dat giff to Middag nich Suerkohl, de jem „ton Hals ruthangt“, biwahre, dat giff „Elfwater mit Schilf“. Ok et de Suldoten keen Gries oder Hoberflocken, ne, dat giff „Wochen- oder Bebisupp“. Op Brot smert se „Heldenbotter“ un de groten Bohnen nennt se ganz grotarig „Oldenborger Banonen“. Dörrgemüs mit Kantüffeln is ümdöfft in „Drohtverhau mit Flurschoden“. So hefft sik de echten Plattdütschen en ganz nies „Frontverkehrslexikon“ tolegt. De plattdütsche Sprak is lebennig, schafft dusend niede Wörd un warmt mit 'n lustigen Schelm in Nacken de verfrorn Harten, dat se opdaut un wedder frischen Mot inne Knaken kriegt. As 'n gulden Sünstrahl lücht se sülben noch öwer dat gräsige Dodenfeld, herünner bit in den deepsten Schepsruum un liggt as 'n gedülligen Tröster mit de Matrosen von de U-Bööt an 'n Grund von de See oppe Lur.

Un di hebbt se dot seggt, du ole Sprak, de vördissen von dusend Kanzeln klüng, de Kaiser un Könige spröken, de in Schoolornungen un in 'n Magistrot Amtssprak wör, un de nu wedder frisch opblöht as 'n bunte Blomwisch inne Vörjahrstied!

De Winter steit vör de Dör. Un mit em vör vele, de nich arbein döfft, de Langewiel. Wüllt ji Thiater speln? Üm Gottswilln lat den Katalog von „Thiater-Bloch“ in Ruh! Sünd plattdütsche Jungs dor, de ehr Freid hebbt an en godes Stück, de künn ik Rats erdeeln. Un is 'n Poppensnieder darmank, denn künn ik gode plattdütsche Poppenspele besorgen oder Paul Wriede sien „feldgriesen Kasper“. Worum schulln wi ni ok noch mal vun Harten lachen!

Dat is en bunten Kram worden, wat ik hier vertellt heff. Awer dat is woll de eenzigst Fehler, denn min ol goode Moder an sik hett: frie as de Vagel singt, ohn' Notenblatt un Punkten-Indeelung, plöttert se. Se kennt keen Kölnisch Water un keen Brennscheer, keen Puderquasten un keen Schmink. Darüm lett ehr dat awer ok umso echter, wat se seggt. As 'n Buerros lücht't ehr Wort, as 'n Veilchen lett ehr Ruch, as 'n frische Seebriis' ehr Ras, as Sünnschin ehr Leefswort. Leeflich kann se plöttern un denn ok wedder dunnern as de Brandung an 't wille Haf.



Min Modersprak, wenn du mi besöchst hier ünnen, denn ward de Bargaen to Bülgan, de lütte See to't wille Meer, denn fällt mi de Ogen to un

ik seh int Norn en Ländeken deep,  
en Ländeken deep,  
un eensam seh 'k den Strand;  
ik seh de Schep, ik seh dat Meer,  
seh di, min Vaderland.  
Wa hoch ok de Bülgan ant Öwer spölt,  
wa deep ok de Flot int Land di wöhl:  
fast steist du dar  
noch dusend Jahr,  
uns' Vaderland, uns' Modersprak,  
uns' Ehr' un uns' gerechte Sak.

### Franz Herczeg / KLEINE NOVELLEN. Südwind.

— Die Männer sind alle Schufte, — sagte die gnädige Frau, und setzte damit unter das neueste Romankapitel ihres Lebens einen Punkt und reiste ins Füreder Sanatorium. In Füred gab es keine Männer. Ringsum auf hundert Kilometer schliessen die Wälder und die Gewässer, sie schliessen unter weisser Decke, auch die Seele der gnädigen Frau schliessen alsbald ein, und sie träumte, sie wäre wieder ein kleines Mädchen mit grossem Appetit.

Ihre grossartigen Sankt Moritzer Pelze und Stiefel nahmen sich in dem Zipser Wald etwas komisch aus, etwa wie die fürstlichen Gewänder einer durchgefallenen Schauspielerin. Sie hüllte sich dennoch täglich in ihr Pelzwerk und ging hinauf auf die Szentivanyer Wiese. Unterwegs blieb sie immer bei der dreiundsiebzigsten Telegraphenstange stehen und presste ihr Ohr daran. Die einsame Stange tönte erregt im Walde, manchmal zelebrierte sie gradezu eine grosse Messe mit Sopranstimmen und Orgelbegleitung. Auf der Wiese gibt es einen aus wagrechten Tannenstämmen zusammengefügtten Zaun. Die gnädige Frau kletterte jeden Tag auf den Zaun hinauf, blieb ruhig obenauf sitzen, wie eine hohe Note auf der Notenleiter, und ass ihre Buttersemmel.

Auf einmal kam der Südwind angestürmt. Er kam bei Nacht, auf jagenden Wolkenrossen, mit knallenden Fahnen, mit hämischen Triumphgeschrei. Am nächsten Tage hatte der Himmel die Farbe von Eis, doch auf dem Wege gab es kaum mehr Schnee, und als die gnädige Frau auf die Wiese ging, fegte der Wind über ihrem Kopf ein zwitscherndes Vogelheer dahin.

Auf der Wiese wartete ihrer eine Ueberraschung. Sie fand auf ihrem gewohnten Platz, am Fusse des Zaunes, eine primitive kleine Bank. Jemand hatte sie seit gestern gezimmert, aus alten Kistenbrettern; die aufgemalte Flasche war noch darauf und die Aufschrift „Achtung!“.

— Das geht mich nichts an, — sagte die gnädige Frau. Und sie kletterte auf den Zaun und begann ruhig ihre Semmel zu schmausen. Doch unterdessen betrachtete sie die Bank argwöhnisch, und ihre Nasenflügel bebten nervös. Umsonst, sie spürte im Walde Männergeruch.

Die Sträucher begannen wild zu wogen, jemand zwängte sich durch die kleinen Tannen durch. Es war ein vierzehn- bis fünfzehnjähriger Bursche. Er grinste ängstlich, doch seine Augen haften kühn an der Frau, die auf dem Zaune sass.

— Warum setzen Sie sich nicht auf die Bank? — fragte er mit roher, sich überschlagender Stimme der Halbwüchsigen.

— Wer hat diese Bank gemacht? — fragte hinwieder die gnädige Frau zurück.

— Ich.

— Und für wen haben Sie sie gemacht?

— Für Sie.

Es ist seltsam, doch wahr: die gnädige Frau kam einigermaßen in Verlegenheit. Sie kroch vom Zaun herunter und dachte, sie müsste dem Kind etwas geben. Sie hatte kein Kleingeld und reichte ihm eine kleine Banknote hin.

Das Gesicht des Jungen verzerrte sich ein wenig, er schüttelte den Kopf, warf die Bank mit muskulösen Stössen um, zertrat sie und verschwand wieder zwischen den Sträuchern.

— Esel! — dachte die gnädige Frau. Sie zuckte die Achseln und schritt dem Sanatorium zu. Hier wird sie nicht mehr herkommen.

Sie war erobert, ohne zu wissen, auf wen; ein wenig tat ihr das Herz weh, als ob sie aus zufälliger Ungeschicklichkeit ein liebes und zärtliches kleines Tier zertreten hätte.

Sie blieb bei der singenden Telegraphenstange stehen und presste ihr Ohr daran. Dort drinnen gab es heute keine grosse Messe, nur ein tiefes Summen war zu hören, und darüber, wie ein Leuchtturm über dem stürmenden Meer, leuchtete schmal und hartnäckig eine Kinderstimme.



## Meine Gevatterin.

Der Schlossberg ist von dunkler Amethystfarbe, darüber orangengelb der Abendhimmel. Ofen schlummert schon, Pest hingegen beginnt erst jetzt so recht aufzuwachen. Aus dem Pester Lärm bricht hier und da ein lärmender elektrischer Wagen hervor, läuft erregt zwischen den Lampenreihen der Königinbrücke hinüber und erschreckt die Ofner Ruhe.

Doch jetzt sehe ich erst, jawohl: die wohldufende Frau, die mir gegenüber im finstern Wagen sitzt, ist dennoch meine Gevatterin.

Ich möchte sie fragen, wie es mit dem Kinde ist, doch das geht nicht an, denn eigentlich gibt es gar kein Kind, und meine Gevatterin ist noch Mädchen, ja eigentlich kennen wir uns gar nicht. Früher sah ich sie viel mit einem breitschultrigen, langen Jungen beisammen, der mit leuchtenden Augen in die Welt hineinlachte.

— Wenn die einmal ein Kind haben werden, dann biete ich mich als Gevater an — gelobte ich bei mir. So also steht es mit unsrer Gevatterschaft.



Der Krieg brach aus, der Junge zog sich als Fähnrich an, dann verschwand er, und seither sah ich ihn gar nicht. Damals steckte das Mädchen oberhalb ihres Herzens eine Bündniskokarde an, studierte auf der Elektrischen immer die Zeitungen und verachtete sichtlich die zivile Menschheit ausserordentlich. Sie war ein schönes, grosses Mädchen. Sie schritt so kühn und gemessen, mit so elastisch gestreckten Sehnen wie eine Amazone. Auch meinen Blick schlug sie mit einem harten Stahlklingenblick zurück. Ich schämte mich beinahe, dass ich lebe, dass ich in meinem warmen Pelz hier sitze...

Eine ziemliche Zeit hindurch sah ich meine Gevatterin nicht, ein Jahr oder ein paar Monate

lang. Als mich der Zufall mit ihr wieder auf der Elektrischen zusammenführte, fand ich, dass sie zahmer und schöner geworden war. Ihre Augen blinkten in lindem Feuer, ihre Lippen blühten süß, ihr rötliches Haar leuchtete; der Glanz von Hochzeitslichtern drang aus allen ihren Poren.

In neuerer Zeit sehe ich sie wieder nur hie und da. Meistens in der Gegend der Kecskemetergasse. Vielleicht arbeitet sie in einem Bureau? Ist es nicht, als ob sie sich jetzt bescheidener kleidete?

Jetzt sitzt sie mir wieder im dämmerigen Wagen gegenüber. Beim Ofner Brückenkopf leuchten plötzlich die Lampen auf, und da sehe ich, dass sie einen ganzen Stoss Postkarten in der Hand hält. Seltsam durcheinander gestempelte Karten mit zyrillischen Buchstaben, so wie man sie aus der russischen Gefangenschaft schickt.

Erschrocken blicke ich das Mädchen an: in ihrem Gesicht ist eine Veränderung! Ihre Augen sind umrändert, ihre Schläfen verblüht, durch das erweichte Fleisch ihres Gesichtes ahne ich die Form ihrer Zahnreihe und ihres Kinnbackens. Die Umrisse eines feinen, schönen Totenkopfes beginnen auf ihrem Gesicht zu erscheinen.

Der Frühling ist vergangen, doch der Sommer ist ausgeblieben. In den Hochzeitslämpchen geht das Oel zur Neige. Wo bleibt der Bräutigam? Du lieber Gott, aus meiner armen Gevatterin ist ein altes Mädchen geworden!

Heisse Bitterkeit dringt mir ins Herz. Ich möchte ihre müde kleine Hand ergreifen, ich möchte ihre verblühenden Schläfen streicheln. Ach, teure, arme Gevatterin, was wird das nun jetzt mit dem Kinde?

(Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.)



## DIE UNGARISCHE MUSIK. Von Dr. Géza Molnár, ord. Professor an der Königl. Ung. Musikakademie und a. o. Professor an der Universität Budapest.

Was an Musik dem ungarischen Boden entsprossen ist, gehört dem Ungartum. Als es vom Osten einwanderte, fand es hier nichts Fertiges vor. Die Völker, welche vor dem Ende des IX. Jahrhunderts in unserm Vaterlande hausten, hinterliessen uns keine Musik. Wer hat je etwas von der Tonkunst der Agathyrsen, Bojen, Dazier und anderer unser Vorgänger, oder besser gesagt Vorwohner gehört? Niemand. Die Römer, deren Herrschaft hier lang genug dauerte, hatten wohl ihre Musik; sie war aber bereits im Verfall und erinnerte kaum noch an die einst blühende Kunst des Altertums. Uebrigens konnte uns ja ein Erbteil der römischen Welt garnicht zufallen, denn zwischen dem Aufhören ihrer Macht im Lande und dem Einzuge der Ungarn war eine viel zu lange Zeit verstrichen — mehr als vier Jahrhunderte. Inzwischen mochte wohl die allerälteste römische Melodie längst verklungen sein.

Und wer hielt sich hier nach den Römern auf? Westgoten, Hunnen. Am Hofe Attilas, vielleicht um das heutige Szeged herum, sangen wohl Jünglinge und Jungfrauen von den Widerwärtigkeiten des Krieges, doch mag die hunnische Musik kaum höher gestanden haben, als die chinesische, von welcher den Hunnen vielleicht irgendwo in Asien etwas haften geblieben sein mochte. Dass es aber die ihnen folgenden Völker, die Gepiden, Langobarden, Avaren in der Tonkunst weiter gebracht hätten, dafür fehlt uns erst recht jede Spur.

Das am Ende des IX. Jahrhunderts eindringende Ungartum wurde von einer musikalischen Oede empfangen. Was seitdem entstanden, ist das Werk dieser Rasse. Ihre Aufgabe war schwieriger, als die eines anderen Volkes, schwieriger weil das Ungartum sich viel später zum Christentum bekehrte, als die andern Völker, musikalische Kenntnisse aber damals nur bei den frommen Männern der Kirche zu holen waren. Mittelalterliche Musik und christliche Musik sind sozusagen identische Begriffe. Unsere Ahnen streiften noch im weiten Asien umher, als italienische und französische Mönche und auch solche anderer Nationalität schon längst und im freigiebigsten Masse in Europa die Hymnen verbreiteten. Erst sechs Jahrhunderte später, als in anderen Ländern der erste Kirchengesang erklang, erreichte das Ungartum sein heutiges Vaterland, es hatte also die Versäumnisse von Jahrhunderten nachzuholen.

Auch in der neuen Heimat wurde es der christlichen Kultur nicht sofort teilhaftig; es hielt noch lange zum heidnischen Glauben. Unter Bäumen, an Quellen und an Felsen opferte es noch den alten Göttern mit Gesang und Tanz. Seit der Annahme des christlichen Glaubens waren dreihundert Jahre vergangen und noch musste das Konzil zu Buda dagegen protestieren, dass in der Kirche heidnische Tänze aufgeführt würden. Als der Kern des Ungartums bereits den Heiland anbetete, versuchte das Lied der Altgläubigen immer wieder die von den fremden Missionären mitgebrachten lateinischen Gesänge zu übertönen. Die letzten Spuren der heidnischen Musik verschwanden erst im XIII. Jahrhundert.

Kaum hatte sich das Ungartum hier niedergelassen, so öffnete ihm auch schon das Lied den Mund. Die sieben Führer selbst verfassten Gesänge über die herrlichen Taten der Landnahme. Damals waren Wort und Ton noch verschmolzen und wie ohne Text keine Musik erklang (selbst zum Tanze wurde ein Text gesungen), ebenso trug auch der Chronist seine Geschichten nicht in dürren Worten, sondern in Musik gesetzt vor. Das urmagyarische Lied muss einen eigenen Reiz besessen haben. Fremde waren davon betroffen. Als der heilige Gerhard, der erste Bischof von Csanád, ein Weizen mahlendes Mädchen singen hörte, fand er, der Fremde — er war Venezianer — den Tonfall der ungarischen Melodie ungewohnt.

Zur Zeit des grossen Bischofs gründete Stephan der Heilige in Csanád eine Schule, in welcher auch das Singen gelehrt wurde. Der Gesangsunterricht ist also bei uns etwa tausend Jahre alt. Die Menge der fahrenden Sänger aber gedieh frei und wild. Sie kommen unter verschiedenen Benennungen vor: hegedös (von hegedü = Geige), igríc (Musiker fremder Herkunft), lantos (von lant = die Laute), regös (von rege = das Märchen). Eine Zeitlang werden sie von den Fürsten gut gehalten, sie bekommen Güter, gerade so, wie die königlichen Fischer, Jäger usw. Als aber nach der Mongoleninvasion das Land verarmte, wurden ihnen die Güter nach und nach entzogen. Vier Jahrhunderte lang brachten sie sich noch fort, erst im XVII. Jahrhundert verschwanden sie gänzlich. Immer waren sie da, wo Lust oder Trauer herrschte, auf dem Schlachtfelde und beim Schmaus; sie sangen von Waffenlärm, von Träumen und von Sehnsucht. Mancher ernste Chronist muss es gestehen, dass er viele bedeutsame historische Ereignisse eben von diesen Sängern zuerst gehört hat; lange Zeit sind sie die Geschichtsquellen, sind sie die wandernden Historiker der Nation.

Als am Ende des XIV. Jahrhunderts die Zigeuner sich bei uns einfanden, erscholl bereits im ganzen Lande Busch und Hain, Berg und Tal von Musik, was nach der bisherigen Entwicklung gar nicht anders zu denken war. Folglich kann es nicht wahr sein, was selbst ein Franz Liszt angenommen hat, dass wir das musikalische Handwerk von den Zigeunern gelernt hätten; ebenso ist es falsch, dass unser Liederschatz ihrem Gehirne entsprungen wäre. Im Gegenteil, sie erlauschten von uns die Melodien, mit welchen die ungarischen Zitherschläger und Pfeifer unsere Heimat verschwenderisch beschenkten. Der Londoner Folklorekongress hat es unzweifelhaft festgestellt, dass nicht die Zigeuner ihre Musik dem Volke vermitteln, in dessen Kreise sie sich niederlassen, sondern umgekehrt: die Zigeuner machen sich die Musik ihrer Um-



gebung zu eigen. Wenn dem nicht so wäre, müsste ja die Musik der ungarischen, spanischen, türkischen, russischen und rumänischen Zigeuner ganz dieselbe sein. Tatsächlich ist sie aber sehr verschieden, weil sie verschiedenen Milieus entstammt. Es herrscht ja auch die Meinung, dass die Zigeuner uns die Geige und das Zimbal gebracht hätten! Aber die Ahnen der Geige, die „fidula“ und das „rebec“, waren viel früher in Europa heimisch als die Zigeuner; ebensowenig verdanken wir ihnen das Zimbal, da es unstreitig aus Deutschland und Italien zu uns gekommen ist. Das Verdienst der Zigeuner besteht darin, dass sie die ungarische Musik den Millionen des Landes vertraut machten, die Weisen von Generation auf Generation überlieferten und so die schönsten Triebe der ungarischen Gemütswelt vor der Verkümmern bewahrten. Von einem Schaffen kann keine Rede sein.

Wenn der Magyare lernen wollte, konnte er dies bei den damals am meisten vorgeschrittenen Nationen tun, denn in grosser Zahl liessen sich hier italienische, deutsche und andere Fremdlinge nieder, auch suchten unter Ludwig dem Grossen ungarische Jünglinge massenhaft die ausländischen Universitäten auf. Infolge des Zusammenwirkens all dieser Umstände stehen unter Matthias Hunyadi Wissenschaften und Künste in Blüte. In der Schlosskappelle des Königs zu Visegrád ertönte die Orgel mit silbernen Pfeifen und das Hoforchester wird von einem Gaste, mit so gewähltem Geschmack wie der aus Rom kommende päpstliche Gesandte, bewundert. Am Hofe des Königs Matthias sangen die Musiker in der nationalen Sprache — magyarisch. Leider ist uns von den unzähligen historischen, romantischen und sentimentalen Liedern, welche in den sechs Jahrhunderten seit dem Einzuge der Ungarn entstanden waren, keine einzige Melodie erhalten geblieben; wir kennen nur den Text jenes Gesanges, mit welchem bei der Wahl des Matthias zum Könige das junge Volk die Pester Strassen durchzog.

In die zweite Hälfte des XV. Jahrhunderts fällt das Erscheinen des ersten gedruckten Liedes; es besingt die heilige Rechte Sankt Stephans und wurde in Nürnberg herausgegeben.

Vom Jahre 1551 an wird unsere Musik auch schon vom Auslande vielfach bemerkt. Ungarische Tänze, der Passamezzo, Ongaro, Saltarello tauchen in der Reihe nach in den Antwerpener, Strassburger, venetianischen

und anderen Sammlungen auf. Doch dürfen wir nicht glauben, dass wir nicht glauben, dass der Ungar sich nicht auch schon in viel früheren Jahrhunderten dem Vergnügen des Tanzes hingegeben hätte. Wie bei anderen Nationen, hat diese Kunstgattung auch bei uns mit religiösen Tänzen begonnen, dann folgen die Waffentänze; erwähnt wird aus dem XIV. Jahrhundert ein Speer- und Lanzentanz (kelevéz- és kopja-tánc), später ist der volkstümliche Heiduckentanz und der herrschaftliche Palotás besonders beliebt, während der Verbunkos (Werbungstanz) kaum anderthalb Jahrhunderte alt ist, der Csárdás und der Körmagyar aber Produkte des XIX. Jahrhunderts sind.

König Matthias starb. Das Schicksal des Landes nahm unter den Jagellonen eine schlimme Wendung, nur die Musik zeigt keinen Niedergang, ja Ludwig II. hatte so-

vornehmste Instrument nicht nur bei uns, sondern in der ganzen gebildeten Welt, bis es von der Geige und dem Klavier verdrängt wurde. Unsere Lautenvirtuosen waren im XVI. Jahrhundert Sebastian Tinódi



Stichs: Tänzerin. Linoleumschnitt.

gar unmittelbar vor der Katastrophe von Mohács noch Hofmusici, wie Adrian Willaert und Thomas Stolzer; beide gehören der allgemeinen Musikgeschichte an.

Im XVI. und XVII. Jahrhundert liessen zuerst die Protestanten, dann die Katholiken die Sammlungen ihrer bis dahin nur handschriftlich (in Kodexen) oder in mündlicher Ueberlieferung erhaltenen Gesänge drucken. Solche Sammlungen erschienen in rascher Folge. Die Musik beider Konfessionen wirkte auf das ungarische weltliche Lied: der gregorianische Gesang mehr auf die Melodie, der protestantische Psalm mehr auf den Rhythmus. Und als Ferdinand I. im Hause Gottes neben dem lateinischen Gesang auch dem ungarischen Raum schuf, zog in die Andacht immer mehr ein nationaler Geist ein.

Das Organ der weltlichen Musik war damals die Laute — das



und Valentin Backfort; dem letzteren bahnte seine Kunst den Weg zu den Fürstenhöfen von Wien, Polen, Deutschland und Frankreich, und auf seiner letzten, italienischen Station in Padua wurde er mit den höchsten Ehren bestattet. Zur selben Zeit lebte ein dritter Meister der Laute, der Pozsonyer Johann Neusiedler, nicht nur Künstler, sondern auch Theoretiker. Wir dürfen uns diese Männer nicht als flache Dilettanten vorstellen; sie waren ernst und gefeiert, wie heutzutage irgend ein berühmter Klavier- oder Violinvirtuose. Zu bemerken ist, dass, wie Vincenzo Galilei, der Vater des berühmten Astronomen, behauptet, die Laute ihre Verbreitung in Europa gerade dem Ungartum zu verdanken hat.

Am Ende des XVII. Jahrhunderts kommt das Lied auch schon in Theaterstücken vor. Zuerst wird bei der Schauspieltruppe Georg Felvinczys gesungen, welcher Leopold I. das Spielrecht erteilt hatte. Viel reicher aber ist der von der Rákóczeit hervorgebrachte Liederschatz. In dieser Kuruzen-Welt entstand auch das berühmte Rákóczilied, wahrscheinlich aus alten Hornsignalen der Reiterei. Ursprünglich war es „Rákóczis Klage“ (Rákóczi Siralma oder Kesergöje). Erst am Anfange des XIX. Jahrhunderts entfaltete sich aus diesem wehmütigen Lied der allbekannte Marsch. Wer ihn hervorgebracht, wissen wir nicht sicher, es scheint aber, dass er in der neuen Gestalt zuerst von der Zigeunerbande Johann Biharis (1769—1827) gespielt wurde.

Die Kuruzenwelt verging; es kam die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts und mit ihr das Kunstlied. Im Jahre 1793 wurde das erste ungarische Liederspiel (freilich nur sprachlich ungarisch) „Pikko herceg és Juttka Perzsi“ aufgeführt. Die Musik war von Chudy, dem Hauskapellmeister des Grafen Johann Erdödy zu Pozsony. Viel ernstere Opernkomponisten, wie schon im XVII. Jahrhundert Johann Siegmund Kusser in Pozsony und am Ende des XVIII. Jahrhunderts Josef Weigl in Kismarton, zogen in die Fremde und brachten ihre Opern im Auslande zur Aufführung. Beide spielen in der Geschichte der deutschen Opern eine hervorragende Rolle.

Die erste auch musikalisch ungarische Oper „Bélas Flucht“ von Ruzitska wurde im Jahre 1833 in Kolozsvár aufgeführt. Sie stützt sich mehr auf das Volkstümliche als auf Kunstformen. Die Oper grossen Stils datieren wir erst seit 1840, seit Franz Erkel's „Báthory Mária“. Der glänzenden Begabung Erkel's müssen wir unsere volle Bewunderung zollen, besonders wenn wir bedenken, dass andere Nationen fast drei Jahrhunderte früher schon ihre Oper besaßen, also genug Zeit zur stufenweisen Ausgestaltung des Opernstils hatten. Dagegen musste Erkel die ungarische Monumentalmusik ganz allein sozusagen aus nichts schaffen. Mit Ausnahme seiner komischen Oper „Sarlota“ (Charlotte) hat er in seinen Opern „Hunyadi László“, „Bánk bán“, „Dózsa György“, „Brankovics“, „Névtelen hősök“ (Namenlose Helden) und „István király“ (König Stephan) Ereignisse der ungarischen Geschichte in Musik gesetzt. Auch die Musik unserer Nationalhymne ist seinem hohen Geiste entsprungen; sie stammt aus dem Jahre 1844, und gerade ein Jahr früher beschenkte uns Egressy mit dem andern Festgesange des Ungartums „Szózat“ (Aufruf).

Erkel's Zeitgenosse, Michael Mosonyi, hat in seinen Opern und in seinen Orchester- und Klavierwerken den ungarischen Stil vom ersten bis zum letzten Takte konsequent durchgeführt. Richard Wagner hat, als er hier weilte, eine Klavierstudie Mosonyi's mit Bach's Präludien in eine Reihe gestellt. Der Bühnenmusik haben noch Andreas Bartay, Franz Doppler, Ignaz Bognár, Georg Császár, Karl Huber, Gustav Fáy und Karl Thern die Wege geebnet; Karl Huber hat sich ausserdem auch auf dem Gebiete der Kammermusik, des Streichquartetts und des Männergesanges hervorgetan. Zwei glänzende Talente der Klavierliteratur, Johann Nep. Hummel aus Pozsony und Stephan Heller aus Pest, wurden ins Ausland verschlagen. Viele der namhaftesten europäischen Geiger des XIX. Jahrhunderts, die in Deutschland, Frankreich, England, Russland konzertierten und lehrten, sind Ungarn und aus der Schule des in Budapest gebürtigen, aber nach Wien übersiedelten Josef Böhm hervorgegangen. Möge hier nur der Name Joachim stehen!

Zu den Meistern der Weltmusik zählt die Geschichte den aus Sachsen eingewanderten Robert Volkmann, der nahezu vierzig Jahre unter uns verbrachte. Einigen seiner Kompositionen, „Visegrád“, „Magyar Vázlatok“ (Skizzen), „Magyar dalok“ (Lieder), hat er Rassenluft eingehaucht. Sein Beispiel fand Nachahmer, denn so oft ein europäischer Unsterblicher bei uns erschien, nahm ihn die von der ungarischen Ebene hereinströmende Musik mit ihrem Zauber gefangen. Eine herrliche Reihe! Es kamen die beiden Musikdirektoren des Bischofs Patachich in Nagy-Várad, Michael Haydn und Karl Ditters von Dittersdorf; der Kapellmeister und Hauskomponist der Fürsten Esterházy in Kismarton, Josef Haydn, der hier einen guten Teil seiner klassischen Werke schrieb; auf dem Martonvásárer Gute der Familie Brunswick weilte als Gast Beethoven; auf dem Zelészter Gute des Grafen Karl Johann Esterházy finden wir Franz Schubert, in dessen Streichquartetten und Klavierwerken die Würze der ungarischen Luft wiederholt zu fühlen ist; die im blendendsten Kolorit durchgeführte Orchestrierung des Rákóczimarsches führt Hektor Berlioz persönlich dem Publikum vor; bei der Einweihung des Székesfehérvárer Theaters erhöht die festliche Stimmung Heinrich Marschner, Musiklehrer aus Pozsony, späterhin einer der grössten deutschen Opernkomponisten, mit einer ungarischen Ouvertüre; der in Budapest öfters verkehrende Pianist Rubinstein, der Geiger Vieuxtemps und der letzte grosse Symphoniker, Brahms — alle sind ergriffen von den zarten Stimmungen unserer Volksmusik und die meisten lassen auf ihre Phantasie die eigenartigen, ungarischen Farben wirken.

Die moderne Orchester- und Klaviertechnik bot der ganzen Welt Franz Liszt, der Sprosse einer alten ungarischen Familie aus Doborján ist. Ungarisches Blut rollt in seinen Rhapsodien für Klavier, teilweise auch für Orchester, in den Petöfi, Mosonyi und dem Geiger Eduard Reményi gewidmeten Stücken. Er ver-



leugnet nicht die ungarische Weise, wenn er uns die Legende von der heiligen Elisabeth erzählt; über die traurigen und erhebenden Tage der Nation meditiert er in dem Orchesterwerke „Hungaria“; in seiner „Krönungsmesse“ tauchen Splitter des Rákócziliedes auf, und als letztes Aufflackern seiner grossen Seele ruft er im Königshymnus die schmerzlichen Töne aus „Ach, Rákóczi, Bercsényi . . .!“ zurück.

Das war ungarisches Temperament! Er verwahrt sich gegen Formenstarrheit, gegen mathematische Genauigkeit. Er sagt: frei den Rhythmus, wie die Weizenähre in ungezwungenem Rhythmus sich nach rechts und links neigt, wie die Flammen in ungebundenem Rhythmus züngeln und der Wind durch das Schilf pfeift. Liszt genoss die Wogen seiner Musik, wie der Seemann den herrlichen Sturm, er genoss die Purpurröte seiner Phrase, welche nicht heiss war, aber von fern her leuchtete, und es berührte ihn nicht, bei seiner eigenen Musik zu frieren, wenn nur der Wind heulte.

Diese Musik wirft weite, fürstliche Falten; sie ist prunkend, wie das ungarische Festkleid; sie besitzt einen agitierenden, apostolischen Zug. Liszts geheimes Ideal war Orpheus, der Held seiner symphonischen Dichtungen, über den er auch eine grossartige Prosa geschrieben hat. Er möchte die sagenhafte Macht der Musik wieder herstellen, dass auch von seiner Musik die Steine sich erweichen, die wilden Tiere des Waldes seinen Tönen lauschen — wie einst zu Orpheus' Zeiten. Als er in der Sammlung des Louvre eine etruskische Vase erblickte, auf welcher der erste Dichter-Komponist abgebildet war, in sternengesticktem Mantel, auf seiner Stirne das geheimnisvolle Fürstenband, die Leier mit schlanken, zarten Fingern ertönen lassend: da ward in ihm der Keim seiner Fata-Morgana. Eine Musik sollte wieder geschrieben werden, welcher sich die Ungetüme des Erebos ergeben, die Eurydike aus dem Dunkel der Unterwelt heraufgezaubert und gesunkenen Ideals, geraubt haben, aufs neue sollte Eurydike aus dem Dunkel der Unterwelt heraufgezaubert werden mit einer Musik, welche die Seele in überwältigende Trunkenheit taucht, an die Lüfte Elysiums und an das Himmelblau des Aethers erinnert und das Weltall umfasst. „Möge man der Menschheit — sagt er in der Vorrede zu „Orpheus“ — von der reinsten Moral predigen, möge man sie die erhabendsten Dogmen lehren, mögen die Fackeln der Wissenschaft Licht verbreiten — in den Tiefen ihrer Seele sind doch heute wie einst und für ewig die wilden Instinkte verborgen, und heute wie einst und für ewig ist es Orpheus, d. h. die Kunst, deren melodiose Wogen über die auseinanderstrebenden Elemente hinfluten, welche im Innern eines jeden Menschen und jeder Gesellschaft einen blutigen Kampf miteinander kämpfen.“ Das sind seine Worte, das ist sein Programm. Eine Musik schreiben, von welcher, wie zu Orpheus' Zeiten das Rauschen der Bäche wieder verstummt, das Lachen erstirbt, die trunkenen Mänaden ihre Thyrsusstäbe von sich werfen — ergriffen von dieser völkererziehenden Harmonie. „Harmonie civilisatrice“: das war Liszts Gedanke.

Die ganze symphonische Stimmung des XX. Jahrhunderts ist nur Fortsetzung seines Lebenswerkes und durch ihn wurde die ungarische Musik in die internationale Strömung eingeschaltet.

(Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.)





# Keine Rast.

(Hermann Hesse.)

Mit Genehmigung des Verlags.

Othmar Schoeck.

Ziemlich breit.

See . le, ban . ger Vo . gel du, immer wie . der

mußt du fra . . . gen: wann nach so viel wil . den Ta . gen kommt der

Etwas bewegter.

Frie . de, kommt die Ruh? - O ich weiß: kaum . haben wir unterm

zart

Bo . den stil . le Ta . ge, wird vor neu . er Sehn . sucht dir

ruhig wieder bewegter



*rit.* *a tempo*

je-der lie-be Tag zur Pla-ge. Und du wirst, ge-bor-gen

*espr.* *poco string.*

kaum,- dich um neu-e Lei-den mü-hen undvoll Un-ge-duld den

*rit.*

Raum als der jüng- ste Stern durch-glü-

hen.

*rit.*



E. W. Chemnitz / Zwei Gedichte.

### DIE WANDERER.

Von Fernensehnsucht sind wir wund und krank.  
Was längst im grellen Alltagslicht verdorrte,  
Doch Leben war und an vergessnem Orte  
Die Kindesseele heiss und tief durchdrang:

Ein Waldesrauschen, wilden Weins Gerank,  
Ein Strassenschild, wahllos verwehte Worte,  
Das Knarren einer windbewegten Pforte,  
Ein Lichtschein, eines Wiegenliedes Klang, —

Das hält uns still und macht uns ganz betroffen;  
Denn unsre Herzen scheuen jedes Band,  
Und Freiheitssehnsucht und geheimes Hoffen  
Treibt uns zu fremder Stadt und fremdem Land

### HERBSTGANG.

In diesen stillen späten Sonnentagen  
Hat erstes Herbstwehn seltsam sich verfrüht;  
Die Sommerblumen sind nun abgeblüht,  
Und leere Stauden zittern matt und zagen.

Die Luft ist klar und kühl, und doch von Fragen  
Und Rätselmüdigkeiten scheu durchglüht,  
Und alles Land liegt schwer, in sich bemüht,  
Mit schenkender Gebärde Frucht zu tragen.

Wir gehen langsam mitten Feld und Hag  
Und fühlen Erntesege im Geblüte  
Und Ernteglück bei jedem Herzenschlag.

Dein Lächeln ist, wie eine Asterblüte  
Sich mild und träumend löst von blauem Tag:  
Ich wandle hin in Licht und lauter Güte!





### Manuskripte mit Handzeichnungen.

Die Schriftleitung der Internierten-Zeitung macht im Verein mit der Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene Sammler und Bücherliebhaber auf die in beschränkter Anzahl vorhandenen Abschriften von 12 neueren, zum Teil unveröffentlichten Gedichten von Hermann Hesse aufmerksam.

Diese Abschriften hat in einer durch Krankheit verursachten Mussezeit der Dichter selbst hergestellt. Jede Abschrift umfasst 13 Blatt Grossoktav auf Büttchen. Jedes Blatt ist mit einer Zeichnung (die Mehrzahl koloriert) von der Hand des Dichters geschmückt. Der Text ist sauber und geschmackvoll mit der Maschine geschrieben. Jede dieser handschriftlichen Kopieen ist sowohl textlich wie zeichnerisch von den andern Exemplaren stark verschieden.

Der Preis für ein Exemplar (mit 13 Originalhandzeichnungen) beträgt 200 Franken, in Deutschland 250 Mark. Deutsche Zahlungen auf das Konto Hermann Hesse, Bern, bei der Filiale der Rheinischen Kreditbank in Konstanz (Baden). Ein Teil des Ertrages, sowie das Ergebnis aller freiwilligen Höhergebote (2 liegen bisher vor) fällt der von Hermann Hesse geleiteten Bücherei für deutsche Kriegsgefangene zu und wird verwandt für den Druck eines Liebesgabenbüchleins für die Gefangenen, das 2 neue Märchen von Hermann Hesse enthalten wird.

Die kleine Schrift ist rein privat. Sie wird weder gedruckt noch faksimiliert. Es sind lediglich die paar von Hand hergestellten Stücke vorhanden.

Bestellungen sind zu richten unmittelbar an Hermann Hesse in Bern (Schweiz), Melchenbühlweg 26.

### Oberst K. Egli; 2 Jahre Weltkrieg, das 3. Jahr Weltkrieg.

Jede Arbeit, die über die Gesamtheit des gegenwärtigen Krieges handeln will, muss notwendigerweise an einem gewissen Mangel an Abgeschlossenheit leiden; selbst eine unbegrenzte Seitenzahl würde der Lücken nicht Herr werden, die der gewaltige Stoff nun einmal aufweist. Die der Berichterstattung vorliegenden Ereignisse stehen nach Ursprung und Wechselbeziehung noch nicht klar genug im Lichte des Urteils, die anderen, noch der Zukunft angehörig entziehen sich vorläufig diesem Urteil überhaupt. Selbstbestimmung ist also unter allen Umständen das Motto jedes, der es unternimmt, die unendliche Vielgestaltigkeit der Ereignisse, die die Welt seit 4 Jahren in Atem hält, übersichtlich darzustellen. Oberst Egli hat diese Aufgabe — wenigstens bis zum Ende des 3. Kriegsjahres — auf etwa 350 Seiten gelöst. Er hat in seinem Vorwort als den Zweck seines Buches „eine kurze, unparteiische und allgemein verständliche Uebersicht der militärischen Ereignisse“ genannt, und diese Absicht ist ihm in hohem Masse geglückt. So steht sein Buch im Vordergrund des Interesses vor allem für uns, die wir aus der Kaserne oder Klosterzelle zurückgekehrt, uns über den Gesamtverlauf der kriegerischen Ereignisse orientieren wollen, die uns nur zum kleinsten Teile mitzuerleben vergönnt war.

Das Werk des Obersten Egli liegt zur Zeit in 2 Bänden und zum Teil schon in zweiter Auflage vor. Der erste Band „Zwei Jahre Weltkrieg“ umfasst den Zeitraum vom Kriegsbeginn bis zum Tiefstand unserer strategischen Lage

im August 1916, als unsere Gegner an der Somme und in Galizien Boden gewannen und Rumänien sich zum Anschluss an sie bewegen liess. Der zweite Band „Das dritte Jahr Weltkrieg“ bringt dann den Umschwung der Lage, den Zusammenbruch der ganzen Ostfront und unseren erfolgreichen Widerstand an der Westfront in der „Siegfried-Stellung“. Seitdem ist ein 4. Kriegsjahr vergangen, wiederum reich an Erfolgen und spannenden Lagen. Immer noch, immer wieder kämpfen unsere Heere gegen eine zahlenmässige Ueberlegenheit, die auf den ersten Blick erdrückend erscheinen muss. Aber immer noch gelten auch die Worte, mit denen Oberst Egli die Teile seines Werkes abschliesst. „Als Soldat muss man an dem durch die Kriegsgeschichte aller Zeiten begründeten Glauben festhalten, dass die überlegene Führung eines grossen Feldherren, sowie die Tüchtigkeit und Opferwilligkeit der kämpfenden Völker, wenigstens bis zu einem gewissen Masse, über Zahl und Rüstung siegen können.“

Auf die Einzelheiten der Arbeit einzugehen, hiesse nichts weniger, als sie abschreiben, denn jedes überflüssige Wort ist gespart. Es soll hier nur erwähnt werden, dass bei aller Kürze doch kein Gebiet des Weltkrieges vergessen ist. Unterseeboote wie Luftkämpfe finden ihren Platz an der Seite der alten oder verbesserten Kriegsmittel, der fernen Randgebiete des Völkerringens wird ebenso gewissenhaft gedacht wie der in nächster Nähe sich abspielenden Ereignisse. Die politischen Vorgänge werden nur soweit erwähnt, als sie zum Verständnis des Ganzen unbedingt notwendig sind. Nicht nur der rein militärische Zweck des Buches liess dies wünschenswert erscheinen, es wurden auch dadurch Urteile vermieden, die notwendiger



Weise die eine oder andere der kriegführenden Parteien hätten verletzen müssen.

Die Unparteilichkeit ist einer der grössten Vorzüge von Eglis „Weltkrieg“. Es hält sich frei von jedem übertriebenen Pathos, lehnt sich häufig an die sachlich und würdig gehaltenen Aeusserungen der verschiedenen Hauptquartiere, ja, gibt zeitweilig zur Beurteilung einer für die eine Partei günstigen Kampfhandlung die offizielle Darstellung der Gegenseite. Für uns, die wir durch das Urteil der französischen Presse über die Leistungen unseres Heeres nicht verwöhnt worden sind, ergibt sich dabei die verwunderliche Tatsache, dass auch in Aeusserungen der französischen Heeresleitung gelegentlich eine Anerkennung unserer Truppen zu finden ist.

Eines kann freilich durch keine Unparteilichkeit verwischt werden: dass das grössere fachmännisch-militärische Interesse sich mehr den gewaltigen Bewegungskämpfen der Zentralmächte an der Ostfront zuwendet als den noch so heldenhaften Anstrengungen der Parteien, die im Westen zum Stellungskampf erstarrte Kriegshandlung wieder in Fluss zu bringen.

Eine spätere Geschichtschreibung wird die Ereignisse auf der Westfront immer unterstreichen müssen, wenn sie sie in den Augen der Nachwelt nach ihrer wahren Bedeutung lebendig erhalten will; bei der Ostfront ist das nicht nötig. Die Alliierten haben ausser der allerersten Phase des Weltkrieges und Joffres Wiedereinrenkung der strategischen Lage nach der Marne-Schlacht keine ähnlich nervenspannende, atemraubende Kriegshandlung zu verzeichnen, wie die Mittelmächte in ihren Kämpfen zwischen der Ostsee und der Adria. Auf lange hinaus werden die gewaltigen Heereszüge in Ost-Europa die Aufmerksamkeit des Forschers in erster Linie fesseln.

Und der unbefangene Leser fühlt dahinter noch mehr; er kommt um den Eindruck nicht herum, dass hinter diesen bedeutsamen Ereignissen die Entscheidung des Weltkrieges selbst steht, an der die kleinen Verschiebungen der Westfront, trotz der gewaltigen, latent vorhandenen Spannung nicht viel mehr ändern können.

Ob die Einfalt solcher Betrachtungsweise nicht doch vielleicht die scharfsinnigsten Schlüsse hartnäckiger Politiker schlägt?

Nicht die Ansicht des Obersten Egli ist es, die ich hier wiedergebe, nur der Eindruck, den man hat, wenn man wie hier, zum ersten Male, den Weltkrieg in geschlossener Darstellung an sich vorüberziehen sieht; und dafür darf man von Herzen dankbar sein.

Auf einen besonderen Vorzug des Buches sei noch in den zahlreichen Kartenskizzen hingewiesen. Jeder Kriegsgeschichtler weiss, wie der Wert aber auch der Preis eines militärischen Werkes mit der Beigabe von Kartenmaterial steigt, bis beides sich gegenseitig aufhebt. Dieser Zwispalt musste bei der Darstellung eines die ganze Welt umspannenden Krieges besonders gefährlich werden, scheint mir aber durch die Wahl zahlreicher einfarbiger kleiner Kartenskizzen beseitigt, in die sich der Leser mit wenigen Strichen und zu eigenstem Nutzen die wichtigsten Daten einzeichnen kann. Es sei den jungen Kameraden dringend empfohlen, diese Mühe nicht zu scheuen. Was man einmal mit Farbstift oder Tinte festgelegt hat, haftet tiefer als was man zehnmal liest, und die Kunst, mit wenig Strichen ein Schlachtenbild übersichtlich zu skizzieren, erfordert vielfache Übung.

Oberst Eglis Buch ist ein ernstes Werk. Er gibt ihm die schönen Worte mit auf den Weg: „Den gewaltigen Leistungen der kämpfenden Heere glaubte ich am besten zu entsprechen durch sachliche Darstellung unter Weglassung des schmückenden Beiwerks. Die Taten sprechen besser und lauter für Führer und Truppen als Lob oder Tadel eines unbeteiligten Zuschauers.“ Wenn es darauf verzichtet, mit schönen, schwungvollen Worten die Phantasie des Lesers gefangen zu nehmen, so fordert es dafür dessen Mitarbeit heraus. Uns allen, die wir jahrelang nach ernsthafter Arbeit gedürstet haben, ist es darum doppelt willkommen, und jeder, der das Werk liest, wird es mit Dank gegen den Herrn Verfasser aus der Hand legen.

Von Rieben, Hauptmann.

## Einhart der Lächler.

Roman von Carl Hauptmann.

Einhart der Lächler! Du beegnest ihm überall; im drängenden Menschengewühl und in der abgelegenen, schu gemiedenen Gasse, in der Gesellschaft und im stillen Dom. Sinnend schaut er dich mit seinen grossen, lieben Augen einen Augenblick an und geht dann lächelnd weiter, schreitend von Erleben zu Erleben. „Die Welt ist Seele, nicht wie die Alten sagten: die Welt ist Vernunft“. Das ist das tiefe Bekenntnis des Dichters, das eigentlich gar kein Bekenntnis ist, sondern nur das tiefste Erleben schlicht in Worte kleidet. Es ist die feine Melodie, die durch Einharts ganzes Leben klingt. Denn nicht wahr, wenn ich Sie richtig verstand, müssen Sie sich immer fliehen. Und Sie möchten sich finden. Sie finden! Das ist das Wort, das ein Leben zur Tragödie werden lässt. Das ist die Ursehnsucht, die Einhart in Verenas Augen fand, als ihm in einsamer Steppe ihr Bild vor die Seele trat. Alles äussere Geschehen hat ja nur Wert, wenn es in uns ein tiefes Erleben erzeugen kann. Sei dieses Erleben auch traumgeboren, formenlos, wesenlos, es kann doch reinstes Erlösung und Erfüllung sein. Was in Einhart schlummerte, da er als Knabe ahnungsvoll die Welt betrachtete, da es ihm aus langem Wandertum der Urväter mit heissen Purpurbildern im Blute umging, das weckt das Leben allmählich zum Schöpferium auf. Selbstlos gibt er sein ganzes Sein dem Leben hin, bis er erkennt, dass es die eigene Seele ist, die ihm das Leben in allen Bildern widerspiegelt. Wie in eine dunkle, ewig schöne Flamme sieht Einhart in das bunte Treiben der Welt. Mädchen und Frauen kreuzen seinen Weg. Und er findet zuweilen auch Erfüllung; seine Sehnsucht wird nie gestillt. Einhart hat dem Leben zu tief ins Antlitz geschaut, um auch in den herbsten Stunden seine Hand zu lassen. Und da jene Frau, die freie, schwermütige edle Hüterin im Reigen gebrochen von ihm geht, da wandert auch er in Stille und Einsamkeit, zur Heimat der Seele. Die Szenen zwischen Einhart und jener Frau sind unendlich fein und zart, von einer verhaltenen Glut und ruhenden Leidenschaft. Nur das Wörtlein Seele schwingt durch den dämmernden Raum. Einhart träumte von dem Lied, „das sich die Seele so hinstummte in ihrer Einsamkeit, so an ihren stillen Nachtgewässern in der Tiefe, darinnen Menschen und Dinge in kristallener Stille sich spiegeln“. — Noch einmal wird ihm ein tiefes Erleben von Seele zu Seele. Als Verena, diese dunkelste Blume von köstlichem Duft, im Musiksaal des fernen Schlosses das Lied ihrer Sehnsucht singt. Wohl mag eine seelenvolle Frau ahnen, was die Brust eines Mannes bewegt und erfüllt, doch zu wissen vermag sie es nicht. Das kann nur der Freund! Als jene Frau in Einharts Leben trat, da lauschte er dem Lied seiner Seele; nun aber ist es ihm, „als hätte es einen heimlichen Zusammenklang gegeben, nicht bloss von Seele zu Seele, auch zu allerhand Wesen ringsumher. Zu Flammen und Stimmen und Lichtern im Raume. Und es kam einem jeden jetzt so vor, als wenn sie viel von einander wüsten und sich ewig fühlten über das ganze rätselvolle Sein“. Einhart und Poncet! Der Künstler und der Gelehrte! Der eine horcht auf den Ruf, der ihm aus laut bewegten Tagen entgegenschallt und sucht sein letztes Schwingen zu erfassen; der andere lauscht der Stimme seines Blutes, die ihm in Träumen das tiefste Lied der Seele singt. „Ich will nur malen, was mich selber überrascht! Den glücklichsten Einfall und den seligsten Zufall“, sagte Einhart. „Bei uns ist Alles System! System! System!“ sagte Poncet. Am Ende zersetzt Poncet doch alles Erleben und sieht resigniert alle Leidenschaft und Sehnsucht in der Erfüllung restlos enden. Einhart formt und gestaltet das scheinbar Wesenlose, das seine Seele erfüllt. „Sie sind ein Gelehrter?“ sagte Einhart dann zu Poncet. „Wissen Sie, dass das eine Tragik ist?“ sagte Poncet. Eine tiefe Tragik schwebt um Einhart und Poncet. Ihr Ziel ist Einsamkeit. Die Jahre gleiten an Einhart vorüber. Er achtet ihrer nicht „wie ein lächelnder Hieronymus im Gehäus“. Was ist ihm die Zeit, da er nur seine eigenen Spuren sieht und nur dem eigenen Pulsschlag lauscht! „Einmal sagte er: Zwanzig Jahre und mehr hatte ich als Künstler gelebt und nicht begriffen, dass unser tiefstes Leben nur leben will ohne Rest und ohne



Spiegel". — Tief ist dieses Buch und edel ist seine Form. Die Sprache fühlt sich ganz in Einheits stilles, vertrautes Wesen ein. Die Wörtlein „ewig“, „Seele“, „sehnen“, klingen durch alle Seiten. Sie bilden gleichsam den Rahmen, in den Carl Hauptmann sein Lebensgemälde einfasst. Ganz eigen und fein sind auch die lyrischen Kapitelausgänge dieses Buches. Carl Hauptmanns Roman ist ein Lebensbuch, ein Buch von Menschensehnen und tiefem Erleben. Sehnen und Erleben! Das ist alles und ist Unendliches!

### Carl Jentsch, Volkswirtschaftslehre.

33.—38. Tausend. Leipzig 1918. F. W. Grunow.

Rg. — Die durch den Krieg geschaffenen wirtschaftlichen Probleme haben weite Kreise auf die Bedeutung volkswirtschaftlicher Kenntnisse aufmerksam gemacht und Interesse dafür wachgerufen. Leider haben sich nur wenige die Mühe gemacht ein volkswirtschaftliches Lehrbuch oder auch nur eine volkstümlich geschriebene Einführung in die Nationalökonomie durchzuarbeiten, sondern ihre Kenntnisse lediglich aus Zeitungen und Zeitschriften geschöpft. Ein wirkliches Verstehen wirtschaftlicher Vorgänge erfordert aber unbedingt die Kenntnis der Grundlagen der Wissenschaft. Dem Laien eine gutgeschriebene Einführung in die Volkswirtschaft zu empfehlen ist nicht leicht, da eine ganze Flut von Literatur diesem Zweck dienen will. Auszuscheiden hat hier zuerst alle Literatur, die Parteizwecken dient oder sonst irgendwie Tendenzschrift ist. Eine trefflich geschriebene, leicht lesbare Einführung ist die „Volkswirtschaftslehre“ von Carl Jentsch, die bereits in der vierten Auflage vorliegt. Das Hauptverdienst des Verfassers besteht darin, dass er, frei von aller Tendenz, sich darauf beschränkt den heutigen Stand der Wissenschaft darzulegen. Mit pädagogischem Geschick versteht er schwierige und verwickelte Dinge auf einfache Weise zu sagen. Eine Fülle von gutgewählten Beispielen beleben den Stoff und halten das Interesse des Lesers wach. Von besonderem Interesse ist ein Kapitel, das leider nur kurz die Erfahrungen des Krieges schildert. Ein Sach- und Namenregister macht das Buch auch als Nachschlagewerk wertvoll.

Die „Volkswirtschaftslehre“ ist gut geschrieben und wendet sich an jeden Bürger, der es mit der Ausübung seiner vaterländischen Pflicht ernst nimmt und bestrebt ist, sich ein selbständiges Urteil zu bilden. Gerade in wirtschaftlichen Dingen, um die der Parteikampf am heftigsten tobt, ist es für jeden, welchem Berufskreis er auch angehören möge, wichtig, selbst urteilen zu können, frei von allem Parteigeschrei.

Hier setzt das Buch von Jentsch ein und will die Ergebnisse einer Wissenschaft vermitteln, die für unsere wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung von ausschlaggebender

der Bedeutung ist. Der aufmerksame Leser wird sich bald ein Urteil über alle Erscheinungen unseres Wirtschaftslebens bilden können und so mit seinem Teil an einer vernunftgemässen Entfaltung unserer wirtschaftlichen Kräfte beitragen.

### Walter Flex / Der Kanzler Klaus von Bismarck.

(Stuttgart, Verlag der evangelischen Gesellschaft.)

Dies Buch ist aus der Verehrung für unseren grossen Kanzler geboren, dessen ehrene Gestalt dem Dichterauge nicht von heute zu morgen ward. Vielmehr steht hinter ihr ein wurzelechtes, märkisches Geschlecht, das seine Ideale durch die Jahrhunderte getragen hat als Erbe für den grössten seiner Söhne. Nicht anspruchsvoll tritt dieser Gedanke auf, etwa mit dem feudalen Eigenklang eines Börries von Münchhausen, sondern er enthält die schlichte Anerkennung des reifen Menschen, der sich der Ehrfurcht vor dem Vätererbe nicht mehr schämt.

Wesensverwandt unserem grossen Kanzler ist der Ahnherr Klaus, der Verwalter der Mark unter Ludwig von Wittelsbach. Der klassische Typ des märkischen Junkers: Hochmütig, auch in des Wortes ursprünglicher Bedeutung, harrschen Sinnes (um einen Lieblingsausdruck von Walter Flex zu gebrauchen) und eisernen Willens. Diese Eigenschaften machen ihn zum Träger des zeitlosen Ideals „Vaterland“, das ihn unseren Herzen so nahe rückt, als sei er einer der Heldensöhne unserer Tage. Er kämpft den inneren Kampf der Sehnsucht unseres Ichs, entweder sich selbst zu genügen in seinem Kreise und seiner kurzen Lebensspanne, oder über sich hinaus zu wachsen in den vom Alltag ungelohnten Dienst am Ganzen, der allein Unsterblichkeit in sich trägt. Und das ist schön, wie die Frömmigkeit vor dem Ueberpersönlichen in ihm siegt, wie er die Millionen Hände vergangener und künftiger Geschlechter in heiligem Tun zur Kette schliesst in dem Bewusstsein: „Vaterland, wir müssen sterben, aber du sollst ewig leben!“

Dem Kanzler Klaus zur Seite stellt Walter Flex die deutsche Mutter, wie wir alle sie besitzen und lieben. Für des Dichters eigene Mutter ist diese liebevoll geschaffene Gestalt eine Huldigung, die durch das schöne Vorwort „Meiner Mutter zur Eigen“ noch besonders betont wird. Neben ihr muss Ursel, die Lebensgefährtin in Freud und Leid, fast verblassen. Wie weit sich Walter Flex in seiner Darstellung auf geschichtliche Quellen stützt, vermag ich nicht zu sagen. Doch sind dem, der märkische Geschichte kennt, die Markgrafen Ludwig und Otto und der wiedererstandene Waldemar ja wohl bekannt und dem, der einen uraltmärkischen Namen trägt, die edlen Geschlechter der Schadewachten, Hidde und Jerichow von verwandtem und vertrautem Antlitz.

E. R.





# VON VON DEN INTERNIERTEN

LUZERN.

## Katharina von Cilicien.

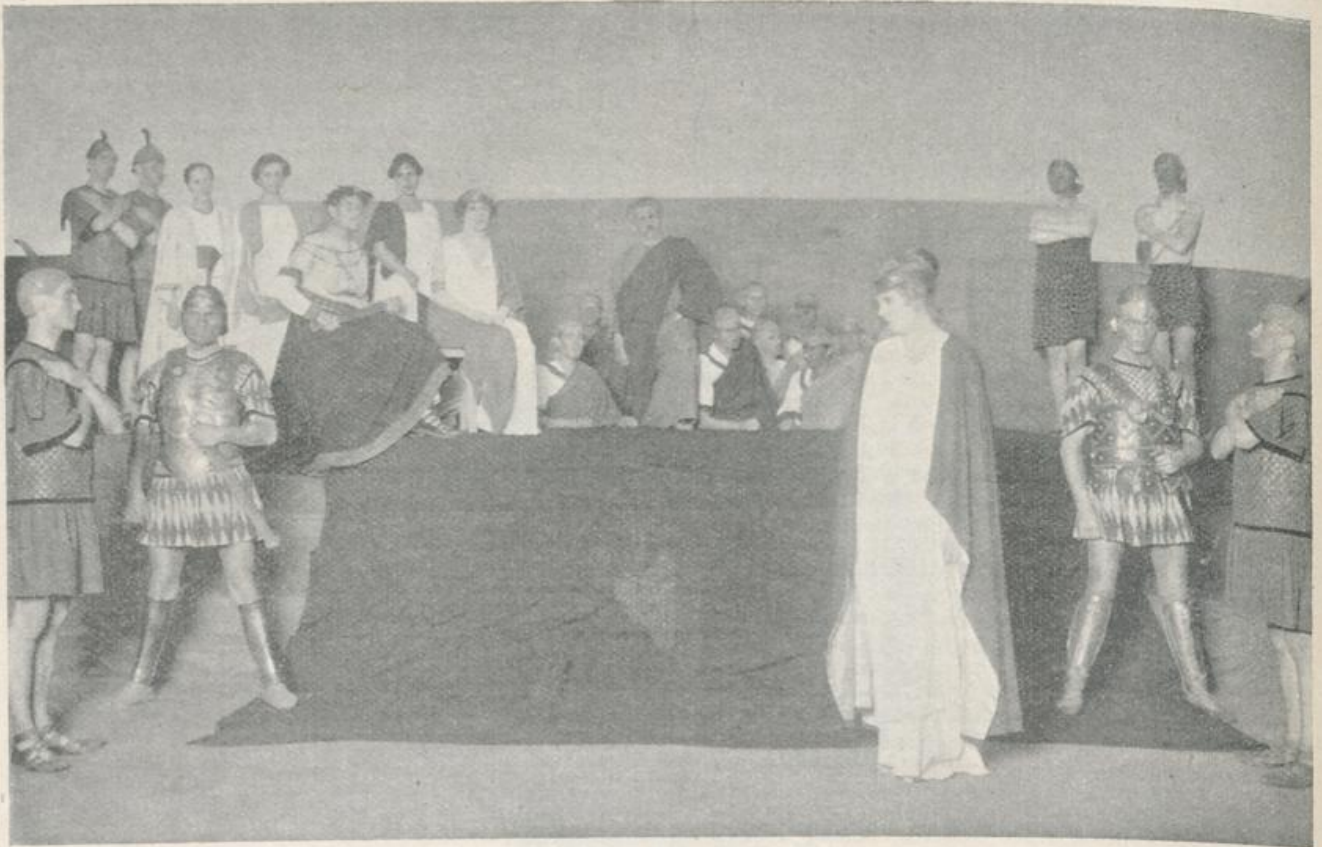
Zu den Aufführungen im Unionsaal Luzern.

Zu der Aufführung von „Katharina von Cilicien“ über die schon im Heft 96 berichtet wurde, schreibt „Das Vaterland“ Luzern folgendes:

Das Mysterienspiel von Alice Liebling, Musik von Georg Liebling, erlebte gestern die dritte Aufführung, bei sehr gutem Besuche — trotz der für Luzerner Verhältnisse zu hohen Preise —, und gewiss hat die Legende der Heiligen und ihres Martyriums nicht nur ein grosses künstlerisches Interesse erweckt, sondern das christliche Gemüt tief erbaut. Hier nun wird in der Tat die Bühne zum Tempel.

Das künstlerische Interesse. Die naive und darum so poesievolle Dichtung ist theatralisch auf die denkbar einfachste Formel gesetzt worden. Dieser Rahmen ist die von Professor Reinhart in Berlin erstmals eingeführte sogenannte mystische oder symbolische Bühne, diese selbst wieder eine Aeusserung des modernen, ein Fortgestalten des dichterischen Stoffes verlangenden Kunstempfindens. Dergestalt

wird das Theatralische, der romantische Aufputz des Wirklichen, zurückgedrängt zum Gewinn des Wirklichen und das Spiel so dem individuellen Empfinden bereit gestellt. Der einfache Rahmen der Bühne lässt alles Nebensächliche zurücktreten, er verhindert alle leeren Theaterkniffe, das Wesentliche tritt in den Mittelpunkt und so wird diese Einheitsform auch zur Probe des Dichterwerkes. Wir glauben, gerade das naive Mysterienspiel erträgt heute keine andere Form als die der Reinhartbühne, so fremdartig sie uns auf den ersten Blick erscheint. Man denke: die Bühne dunkel und sozusagen ohne dekorativen Inhalt; das Spiel ohne Pausen — die eingeschaltete einzige Pause ist offenbar nur Konzession, sie könnte wegbleiben —; kein Bühnenvorhang, die Umbauten, die allerdings die wenigste Zeit in Anspruch nehmen, vor offener, dunkler, rot abgeblendeter Bühne; ein Spiel ohne jede Unterbrechung, die Musik führt — versenkt, d. h. unsichtbar wie bei den Wagnerbühnen — das sichtbare Geschehen weiter, das Ohr tritt nun in vermehrter Masse in Aktion, die Stimmung wird so auf der Höhe erhalten, um im Spiel sofort wieder aufgenommen zu werden, — das ist der Rahmen der geschlossenen stimm-



Aufführung Cilicien (Luzern).





Aufführung Cilicien (Luzern).

lichen Einheit, die Kunstform der Zukunft. Um zu empfinden, wie diese einfache Formel wirkt, in einer monumentalen Grösse, vergegenwärtige man sich einzig das so ausserordentlich packende Schlussbild. Es nennt sich — durchaus unpassend oder doch in misszuverstehender Anlehnung an eine überlebte Theatralik — Apotheose; es ist unendlich viel mehr. Man stelle sich den verdunkelten Bühnenaufbau vor, dahinter die grosse, nach der Höhe führende Treppe. Musik und ein Wechselgesang der unsichtbaren Christen. Nun treten hinter den Portieren der fünf Portale, hoch oben am kunstvoll gebauten Proszenium, die fünf Engel hervor, und währenddem sie mit den Christen den Wechselgesang singen, das jubelnde Willkommen der seligen Geister, steigt die Heilige, die eben ihr Martyrium vollendet, langsam und Stufe um Stufe zur Himmelhöhe, um droben von den Engeln wie die liebe Schwester empfangen und in die Seligkeit eingeführt zu werden. So wirkt die Einfachheit monumental; und in tiefster Seele ergreifend.

Und noch eines über den einfachen Rahmen. Es wäre gar nicht denkbar, dass die Gestalt der heiligen Katharina im alten Bühnenrahmen so sehr in den Mittelpunkt gestellt werden könnte wie hier. Nicht nur die Schönheit der Darstellerin (Isabel Bülau) und nicht nur der vollendete Adel und die heilige Reinheit ihrer Erscheinung lösen das Rätsel, sondern die Zurückdrängung eines jeden theatralischen Beiwerks. Auch hier wächst das Mysterium ins Monumentale.

Allerdings, diese einfache Formel der Bühnenaufmachung ist nur denkbar bei einer ganz erstklassigen Besetzung aller Rollen. In so einfachem Rahmen müsste alles Dilettantische doppelt störend wirken, alles irgendwie Ungenügende müsste aus dem geschlossenen Rahmen herausfallen und es würde

sich sofort erzeigen, wie ein kurzer Schritt es vom Erhabenen zum Lächerlichen ist. Die Dichterin und der Komponist dürfen sich in der Tat dazu Glück wünschen, dass sie an den Berufskünstlern, aber auch an den einheimischen Mitwirkenden so vorzügliche Kräfte gewonnen haben. Wir wollen Gesagtes nicht wiederholen, doch sei es noch einmal gesagt, man müsste schon sehr weit hinaufgreifen, um einen Maxentius wie Arthur Armand und eine Katharina wie Isabel Bülau zu finden; und es wäre schwer, den Gegensatz zwischen der leidenschaftlich-abgeklärten heiligen Liebe der Katharina und der leidenschaftlich-begehrenden Liebe des Cäsars von Alexandrien plastischer herauszuarbeiten. In diesen künstlerisch hochstehenden Rahmen fügt sich alles und auch das letzte ein. Man erinnere sich nur an die hoheitsvolle Faustina des Frh. Barré, an den mimisch so vorzüglich dargestellten Lydias des Hrn. Walker, an die Kabinetfigur des Thersites des Hrn. Mohndorf — dieser Thersites ist etwas wie der Teufel des alten Mysterienspiels —, an den Porphyrius des Hrn. Probst. So fügt sich alles so selbstverständlich in den einfachen Rahmen der Bühne und so ersteht das reine und untheatralische Kunstbild. —

Soweit man bei dieser Bühne von Staffage sprechen kann, ist sie nicht minder mustergültig und an Aechtheit lässt das Kostümlische nicht das Mindeste zu wünschen übrig. Gerade hierauf hat die Regie, die Hrn. Murnau mit Meisterschaft führt, Vorzügliches geschaffen. Auch hier wurde durch die einfachsten Mittel, richtiger gerade hiedurch, manch ausserordentlich plastisches Bild geschaffen.

Diese Kunst ist die Voraussetzung der ergreifenden Wirkung auf den Zuschauer und Zuhörer. Wer im Christen-



tum lebt — und das gilt doch von uns allen —, der wird, besonders gegen den Schluss des Mysteriums, in heiligem Schauer ergriffen. Bilder wie in den Katakomben von Alexandria, die Kerker szenen, die Gerichtsszene, und ganz besonders der Aufstieg der Martyrin zu Himmelshöhe müssen jedes gläubig mitfühlende Herz tief ergreifen. Gerade weil die Darstellung sich so echt in unser seelisches Miterleben einfügt und weil der Zuschauer und Zuhörer immer in der Stimmung gehalten wird. Hier kommt der Musik zweifelsohne eine wesentliche Bedeutung zu. Sie selbst vermögen wir nicht zu beurteilen, es geht uns das Urteil ab; nur das haben auch wir empfunden, dass das Ave Maria, von Frl. Hedwig Schnyder mit grosser Innigkeit gesungen, und das Soloquartett der Engel vortrefflich wirken. —

Einen Wunsch haben wir schon eingangs angetönt: Es möchten die Eintrittspreise etwas mehr unsern kleinen Verhältnissen angepasst werden. Gewiss fällt der Reinertrag wohlthätigen Zwecken zu — das ist den Veranstaltern der mit unendlicher Mühe verbundenen Aufführungen hoch anzurechnen —, allein man weiss, wie vielgestaltig heute die Wohltätigkeit der Bevölkerung beansprucht wird, und doch wäre sehr zu wünschen, dass das Mysterienspiel einem möglichst grossen Teil unserer Bevölkerung zugänglich gemacht werden könnte. Denn in der Tat: Hier wird die Bühne zum Tempel. — Sch.

## GERSAU.

Das Bild (Segelboot) stellt ein von Herrn Hauptmann Wehl mit den Werkzeugen der hiesigen Internierten-Werkstatt in den Mussestunden der Abende angefertigtes Doppelpaddelboot von 5 Meter Länge und 0,60 Breite dar. Das Sprietsegel ist aus alten Bettlaken gefertigt. Es rudert und segelt sich leicht und hat sich sogar bei längeren Fahrten und ziemlichem Seegang gut bewährt, erfordert aber natür-



lich Erfahrung und einige Gewandtheit. Das gesamte Holzmaterial kostete Frs. 25.— (Kriegspreis). Nachahmelustigen steht Herr Hauptmann Wehl zur weiteren Verfügung.

Die Form und die Bewegungsmittel des Paddels sind

augenscheinlich hier gänzlich unbekannt. Ueberall, auch bei den Fischern, erregt das Boot Aufsehen.



## ST. GALLEN.

Anlässlich der letzten Heimtransporte ging dem D.i.R.O. St. Gallen von dem Platzkommandanten von Obereggen folgende Zuschrift zu, mit dem Auftrage es den Mannschaften zu verlesen:

„An die zum Austausch gelangenden Unteroffiziere und Mannschaften.

Eine neue Epoche seit Ihrem Auszuge ins Feld ist für Sie angebrochen. Nach den unsäglichen Leiden der Kriegsgefangenschaft, haben wir Schweizer es versucht, durch die Institution der Internierung Sie körperlich und geistig wieder zu heilen und Sie möglichst gekräftigt dem Vaterlande wieder zurückzugeben. Der Moment Ihres Abmarsches nach der Heimat ist fast plötzlich in nächste Nähe gerückt. Seit 2 Jahren mit dem Mandate des Platzkommandos betraut, kann ich diesen Moment nicht vorübergehen lassen, ohne den heimkehrenden Kriegern und meinen vorübergehenden Untergebenen meine herzlichste Gratulation zu der ersehnten Rückkehr nach dem Vaterlande zu entbieten. Wenn ich der 2 Jahre Internierung in der Schweiz und vorab meinen Schutzbefohlenen gedanke, so finde ich mich veranlasst, Ihnen meine Anerkennung für tadelloses Verhalten, fleissige Arbeit und strenge Beobachtung der militärischen Vorschriften auszusprechen. Wir können Ihnen das Zeugnis ausstellen, dass hierorts die deutsche Disziplin nie verkannt worden ist. Spezielle Anerkennung zolle ich bei diesem Anlasse dem unermüdlichen Arbeiten des Ortschefs Vizefeldwebels Finer und den übrigen ihm beigeordneten Unteroffizieren. Durch zielbewusstes Zusammenarbeiten der Vorgesetzten wie der Untergebenen, hat sich die Internierung am hiesigen Platze zu einem Verhältnis gestaltet, welches noch in ferner Zukunft gegenseitige freundliche Erinnerungen wachrufen dürfte. Ich wünsche Ihnen gute Reise und gute Ankunft in Ihrem Vaterlande.“

gez. Hauptmann Bischofberger,  
Internierungsplatzkommandant.





Nachrichten aus den Gefangenenlagern, herausgegeben von der D. K. G. F. und Bücherzentrale Bern. — Nr. LXVIII.

## Vorwort zur „Denkschrift über die geistige Beschäftigung der deutschen Kriegsgefangenen“ in Frankreich.

I. Teil: Mannschaftslager. (2. Auflage.)

II. Teil: Offiziers- und Zivillager. 1)

Ueber jeder Seite dieser Schrift könnte als Motto das Wort „Trotzdem“ stehen, denn alles was in ihr von geistigen Bestrebungen und Erfolgen berichtet wird, haben die Kriegsgefangenen mit zäher Energie erkämpft, um in den Jahren der Gefangenschaft Selbstvertrauen und Arbeitsfähigkeit nicht zu verlieren und die lange Zeit der Verbannung soweit als möglich zur Vorbereitung auf den Heimatberuf zu nutzen. Wenn wir hier nur von dem Erreichten, also von den relativen Lichtseiten der Gefangenschaft — sie sind spärlich genug — berichten, so dürfen wir nicht vergessen, dass dahinter immer das schwere Schicksal steht, das Unglück, welches für jeden deutschen Offizier und Soldaten, für jeden Zivilgefangenen, der am rechtzeitigen Heimkehren bei Kriegsausbruch verhindert wurde, in dem Begriff Gefangenschaft umschlossen ist.

Dieses Unglück wenigstens nicht in dauernden Schaden für die geistige Gesundheit der Betroffenen erstarren zu lassen, ist Aufgabe der „geistigen Fürsorge“, welche die Gefangenen sich selbst angedeihen lassen und welche wir und die mit uns verbündeten Hilfsstellen ihnen in Rat und Tat erweisen.

Infolge der Verträge über Gefangenenbehandlung und Gefangenenaustausch hat unsere Arbeit an Fruchtbarkeit sehr gewonnen, die Zeiten der vollständigen Willkür und der improvisierten Gelegenheitsarbeit, des Dilettantismus beim Helfen und sich Helfenlassen sind vorbei; in den meisten Lagern sind feste Organisationen geschaffen oder im Werden und sind vor allem bestimmte Ziele für die geistige Arbeit aufgerichtet. Jetzt ist es Sache der deutschen Behörden, diese zielbewusste Arbeit (für Abschlussprüfungen im Lager bzw. in der Heimat) anzuerkennen und die möglichen Ziele selbst genauer festzusetzen.

Das zu erreichen, ist der eine Grund, weshalb wir mitten in drängender Arbeit schon jetzt eine verhältnismässig ausführliche Darstellung der geistigen Beschäftigung der ersten Auflage unserer „Denkschrift“ folgen lassen. Der zweite Grund hängt eng damit zusammen: es soll gezeigt werden, dass die geistigen Bestrebungen der Gefangenen nun soweit gefördert sind, dass im kommenden Winter an Stelle der jetzt überall zerstreuten Ansätze zu

Lehrkursen verschiedenster Art eine Konzentrierung gleichstrebender, d. h. auf den gleichen Abschluss ihrer Ausbildung hinarbeitender Gefangener in einigen Offiziers-, Unteroffiziers- und Mannschaftslagern, unter zweckmässiger Verteilung der vorhandenen Lehrkräfte, eintreten sollte, derart, dass in je einem Lager z. B. die Abiturienten, in je einem die Volksschullehrer, in andern Lagern die auf das Staatsexamen sich vorbereitenden Philologen, Juristen, Techniker usw. mit ihren Lehrern vereinigt werden. Das würde für die Offiziere und die nicht arbeitenden Unteroffiziere relativ leicht zu erreichen sein, ist aber auch für die „Intellektuellen“ unter den Mannschaften bis zu einem gewissen Grade durchführbar; jedenfalls könnten die letzteren, die bisher auf den Arbeitskommandos gänzlich zerstreut sind, teils in gemeinsamen Betrieben unter Gewährung einiger Schulstunden vereinigt, teils den im Hauptlager stattfindenden Lehrkursen zugeführt werden. Auch für junge Handwerker, die später eine Meisterprüfung ablegen wollen, sollte diese Konzentrierung — in Anknüpfung an die bestehenden Schuhmacherwerkstätten usw. — und diese gemeinsame Schulung durchgeführt werden.

Die geplante Zuteilung einiger Schweizer und Dänischer Professoren oder Schulmänner zu der mit dem Schutz der deutschen Gefangenen beauftragten Schweizer Gesandtschaft sowie zum Dänischen Roten Kreuz in Paris würde die Erreichung dieses Ziels ausserordentlich erleichtern, zumal das schweizerische Hochschulhilfswerk schon seit Jahren mit den gefangenen Studenten und Akademikern aller kriegführenden Nationen in enger und segensreicher Fühlung steht.

Diesem Hilfswerk sowie der „Deutschen Volksspende für die Kriegs- und Zivilgefangenen“ widmen wir in Dankbarkeit diese Schrift, nachdem wir die frühere Auflage mit dem ersten Bande unserer „Nachrichten aus den Gefangenenlagern“ dem Leiter des gesamten deutschen Kriegsgefangenenwesens, General Friedrich,<sup>2)</sup> zugeeignet hatten, und zwar am Tage des Inkrafttretens der langersehnten Austausch-Vereinbarung zwischen Deutschland und Frankreich. Wir möchten bei dieser Gelegenheit unsere besondere Genugtuung darüber zum Ausdruck bringen, dass der General, dem neben dem materiellen auch das geistige Wohl der Gefangenen stets besonders am Herzen liegt, inzwischen von einer deutschen Universität (Freiburg i. B.) zum Ehrendoktor ernannt worden ist.

<sup>2)</sup> Im Augenblick des Abschlusses der Druckarbeit erreicht uns die überaus schmerzliche Nachricht, dass General Friedrich am 6. September einem Schlaganfall erlegen ist, den er sich durch Ueberarbeitung zugezogen hat. Trotz dringlicher Warnung der Aerzte wollte er sich die absolut nötige Schonung nicht gönnen. Die Kriegsgefangenen, denen sein ganzes Herz gehörte und für die er nun auch gestorben ist, werden sein Andenken in Ehren halten.

<sup>1)</sup> Da es leider nicht möglich ist, unsere Denkschrift der Interniertenzeitung beizugeben, sollen hier wenigstens die einleitenden Worte Platz finden. — Der Preis des Buches (295 Seiten mit 9 Karten, einer Kunstbeilage und 77 Abbildungen) beträgt 10 Fr., für Internierte 5 Fr.



Auch sonst haben wir vielen zu danken für Förderung unserer Arbeit: den schweizerischen Behörden in Bern und Paris und dem schweizerischen Roten Kreuz (Abteilung „Pro Captivis“), das auf materiellem wie geistigem Gebiet



Buchzeichen für Fort Varois. Vom dortigen Kriegsgefangenen J. V. Rübsam. (Aus unserm Wettbewerb. II. Preis.)

den Gefangenen so viele Wohltaten erweist, ferner dem Dänischen Roten Kreuz,<sup>1)</sup> das sich neuerdings diesen Bestrebungen hilfsbereit anschliesst.

Dass die deutschen Vereine vom Roten Kreuz und die angeschlossenen Kriegsgefangenenhilfen seit jeher unendlich viel für ihre gefangenen Landsleute getan haben, ist allgemein bekannt; wir selbst haben uns insbesondere der unermüdlichen Hilfe des Frankfurter Roten Kreuzes (Ausschuss für deutsche Kriegsgefangene) zu erfreuen, nachdem schon die Gründung unserer Organisation (Herbst 1915) mit dieser Hilfe erfolgt ist. Ebenso hat das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz (Abteilung für Kriegsgefangene) uns jeden Wunsch, der das geistige Wohl der Gefangenen betraf, bereitwilligst erfüllt. Drittens möchten wir des Stuttgarter Roten Kreuzes, mit dem wir seit unserer Begründung in enger Arbeitsgemeinschaft stehen, dankend gedenken, sowie der Roten Kreuzvereine bzw. Gefangenenhilfen in Dresden, Hamburg, Köln, Koblenz, Freiburg, Kiel, Rostock und anderen deutschen Städten.

Einen überaus wichtigen Rückhalt hatten und haben, wir sodann stets an der auf unsere Bitte begründeten „Sammelstelle von Büchern an der Universität Leipzig“, der sich in der Zusendung von Büchern und Noten die königliche Hausbibliothek in Berlin, die „Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ in Hamburg, der „Ausschuss zur Versendung von Liebesgaben an kriegsgefangene Akademiker“ in Berlin, die „Evangelische Blättervereinigung“ in Nassau und viele andere Hilfsstellen und Privat-„Stifter“ anschliessen. Darüber wird ja in unseren „Nachrichten“-Heften regelmässig berichtet und Rechenschaft abgelegt. Unser Dank besteht darin, dass wir im Sinne all dieser Helfer für die Kriegsgefangenen arbeiten.

Besonderen Wert legen wir auf die ausführlichen Beiträge allgemeiner Art, die wir von gefangenen Offizieren und Soldaten erhielten. Vier dieser Beiträge sind abgedruckt, und zwar ein Aufsatz über die gefangenen Lehrer

<sup>1)</sup> Von dem neubegründeten dänischen Hilfsbureau in Paris (Hauptmann Hage) konnten, wie wir während des Drucks dieser Denkschrift erfahren, bereits gegen 2000 Bücher an 15 Gefangenenlager verteilt werden, ausserdem zahlreiche andere Gegenstände.

(Kap. I), über die Bedingungen des Unterrichts in Mannschaftslagern (Kap. III) und desgl. in Offizierslagern (Kap. V, bei St. Angeau), endlich eine Schilderung der Entwicklung geistiger Betätigung in den Offizierslagern (Einleitung zum zweiten Teil der Denkschrift).

Besonders möchten wir auf den Buchschmuck hinweisen, der grösstenteils aus unserm Preisausschreiben für Lager-Buchzeichen und Verschlussmarken stammt. —

Wie bitter nötig es sein wird, für den kommenden Winter alle Kräfte anzuspannen, um den Gefangenen geistig zu helfen, beweisen uns Briefe, die das Austauschabkommen betreffen. Nach anfänglichem Jubel ist in vielen Lagern schon jetzt eine tiefe Niedergeschlagenheit zu bemerken als Folge der aus den französischen Zeitungen geschöpften Erkenntnis, dass dieser Austausch sehr langsam vor sich gehen wird, und dass fast allen Gefangenen noch ein schrecklicher Winter und vielleicht noch viele Monate darüber hinaus in Frankreich bevorstehen. Der Lagervorstand eines grossen Lagers schreibt am 14. Juli folgendes:

„... die hiesige Presse gibt uns zu verstehen, dass höchstens 6000 Mann im Monat ausgetauscht werden können und da das rechte Ingangkommen des Gesunden-Austausches sich tatsächlich immer mehr in die Länge zieht, so ist unserer anfänglichen Freude schon jetzt eine grosse Niedergeschlagenheit gefolgt. Unsere Schicksalsgenossen, die schon annähernd drei Jahre Gefangenschaft hinter sich haben, müssen demnach noch ein Jahr warten ... und was dies für jemand bedeutet, der eine so lange Gefangenschaft bereits hinter sich hat, lässt sich nicht beschreiben.

„Man kann wohl sagen, dass der moralische Druck, der auf uns lastet, nun noch stärker geworden ist, so stark, dass ihn mancher unter uns nicht mehr ein Jahr aushalten wird ... Die Aussicht, noch einen Winter in Gefangenschaft verbringen zu müssen, hat etwas unbeschreiblich Trauriges für uns, denn die Wintermonate sind für uns Kriegsgefangene ganz besonders hart.“

Aus solchen Briefen ergibt sich die zwingende Notwendigkeit, entweder eine Beschleunigung des Austausches (monatlich 30 000 — 60 000 Mann statt 3000 — 6000, gegebenenfalls unter Zuhilfenahme von Fussmärschen!) zu erzielen, oder, falls dies unglücklicherweise nicht zu erreichen sein sollte, für den Winter alles Erdenkliche zu tun, um die Leute durch Unterricht, Vorträge, Musik, Turnen und Bücher geistig über Wasser zu halten.

Gott sei Dank, gibt uns ja das Dezemberabkommen (Artikel 40) die Mittel dazu in die Hand.

Den 31. August 1918.

D. K. G. F.-Bern.

## Das geistige Leben in Orléans.<sup>2)</sup>

Wir hatten schon des öfteren Gelegenheit, von dem regen geistigen Leben in Orléans zu berichten. Im Laufe des letzten Jahres waren dort eine ganze Reihe von Unterrichtskursen ins Leben gerufen worden, die sehr besucht und vorzüglich geleitet waren. Mitte August 1918 machten diese Unterrichtskurse, wie uns berichtet wird, eine grosse Umwälzung durch. Fast sämtliche Schüler und einige Lehrer mussten auf französischen Befehl das Lager verlassen. Infolgedessen konnten die meisten der angefangenen Kurse nicht zu Ende geführt werden, zumal der Abtransport ganz plötzlich kam. Der Wohlfahrtsausschuss des Lagers ging aber unter Leitung von Vizewachtmeister Veigel sofort an eine Neuorganisation des Unterrichtes und zwar mit sehr gutem Erfolge. Es bestehen augenblicklich 26 Kurse mit 61 Unterrichtsstunden in der Woche. Die Gesamtzahl der Schüler beträgt 220, die der Lehrer 16. Unterricht wird in folgenden Fächern erteilt: Deutsch, Französisch, Englisch, Buchführung, Wechsellehre, Rechnen, Stenographie, Schreiben, Rundschrift, Algebra, Rechtswissenschaft, Bürgerkunde, Geschichte, Geographie, Literatur, Pädagogik. Besonders bemerkenswert ist die Einrichtung eines Schreibkurses für solche Leute, die den rechten Arm verloren haben oder ihn

<sup>2)</sup> Dieser und die folgenden Aufsätze bilden neuere Ergänzungen zu der vorerwähnten, Ende August d. J. abgeschlossenen Denkschrift (2. Auflage).





Eine unserer „Wanderbüchereien“ auf einem landwirtschaftlichen Kommando des Lagers Etampes.

nicht mehr zum Schreiben verwenden können. Ferner ist in letzter Zeit im Lager auch eine Auskunftsstelle für Berufsberatung eingerichtet worden. Im 6. Rundschreiben der D. K. G. F. war die Gründung von Berufsberatungs- und Rechtsauskunftsstellen in den Lagern zur Unterstützung der von Bern ausgehenden Beratungsarbeit angeregt worden.

### Das Unterrichtswesen in Rouen-Biessard.

Der Hilfsausschuss des grossen Hafenslagers Rouen-Biessard sendet uns einen eingehenden Lehrplan der vorzüglich organisierten Lagerschule, aus dem wir im folgenden die wichtigsten Punkte wiedergeben. Einen der wichtigsten Teile der Schule bilden die Kurse für Militäranwärter, die am 17. Juni 1918 begannen. Unterrichtet wird in: Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie, Physik, Wechselkunde. Der Unterricht hält sich genau an die von unserer Abt. Lagerunterricht gelieferten Lehrpläne für Militäranwärter. Neben diesen Kursen stehen die ebenfalls in sich geschlossenen Kurse zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung. Der uns zugesandte Stoffplan gibt als Lehrgegenstände an: Deutsch mit Geschäftsaufsatz, Rechnen, Raumlehre, Buchführung und Wechsellehre, Gewerbliche Gesetzeskunde, Kostenrechnung, Materialkunde, Fachzeichnen. Ein dritter Zyklus von Kursen ist der Buchführung gewidmet. Er zerfällt in 4 Teile. I. Kursus: Einfache Buchführung für Anfänger. II. Kursus: Einfache Buchführung für Fortgeschrittene. III. Kursus: Buchführung für Handwerker. IV. Kursus: Wechsellehre. Der I. Kursus schloss am 11. August. Die 69 Teilnehmer legten eine vorläufige schriftliche und mündliche Prüfung ab. Diesen 3 grossen Zyklen stehen eine ganze Reihe von Einzelkursen zur Seite: Pädagogik (für Seminaristen), Literatur, Harmonielehre, Deutsch, Rechnen, Freihandzeichnen und Algebra; schliesslich seien noch folgende Sprachkurse erwähnt: Französisch, Englisch, Italienisch, Polnisch und Russisch. Das Lehrerkollegium besteht aus 10 Herren. Die Gesamtleitung des Unterrichts liegt in den Händen von Rudolf Starkhoff, Einj. Gefr. 133/3 und Johann Otto, Untoffz. 106/6. Wir weisen bei dieser Gelegenheit wiederum darauf hin, dass sich in immer mehr Lagern Frankreichs, anstelle der früheren wahllos nebeneinander stehenden Kurse, geordnete Kursreihen oder Schulen entwickeln, die den Schüler anhand der gesetzlichen Lehrpläne einem ganz bestimmten Prüfungsziel zuführen wollen.

### Gräberpflege in Le Havre.

Das Lager «Abattoirs» in Le Havre ist eines der wenigen Lager Frankreichs, in dem es den Gefangenen erlaubt ist, für ihre gestorbenen Kameraden Grabsteine

herzustellen und ihre Gräber zu pflegen. Die Zahl der in Abattoirs verstorbenen Gefangenen scheint ganz ausserordentlich hoch zu sein; denn ein Bericht sagt, dass es bisher möglich gewesen sei, 65 Gräber zu photographieren und dass die anderen später an die Reihe kommen sollen. Die Grabstätten für Kriegsgefangene werden in einem besonderen Felde innerhalb des städtischen Friedhofes angelegt. Der Hilfsausschuss des Lagers gibt folgende Schilderung von diesem Platze: „Eine Hollunderzeile umschliesst das Gräberfeld. Immergrüne Pflanzen überziehen die etwa 20 cm hohen Grabhügel. Jedes Einzelgrab wird durch einen werkmässig bearbeiteten, etwa 20 cm hohen Stein bezeichnet. Acht bis zehn Gräber erhalten eine etwa 1 m hohe mahagoni-braune Gedenktafel mit blauem Kreuz aus Holz. Nach dem Kriege sollen dauerhafte Denkmäler die Holzkreuze und Tafeln ersetzen. Die Steinkreuze der Einzelgräber sind aus Beton gefertigt. Sämtliche Arbeiten wurden durch Kriegsgefangene ausgeführt.“

### Die deutschen Gefangenen in Italien.

Obwohl die wenigen deutschen Militärgefangenen in Italien über mehr als 30 Lager zerstreut sind, beginnt sich nun auch unter ihnen das geistige Leben zu organisieren. Das gilt vor allem von dem Offiziersgefangenenlager Cassino, mit dem unsere Abt. für Lagerunterricht kürzlich in engere Verbindung trat. Sehr verdient um das Wohl ihrer Kameraden machten sich dort die beiden Büchereiverwalter Lt. Heine und Oblt. von Eisenstein.

### Prüfungen auf Malta.

Aus St. Clements Camp, Malta, erhielten wir folgenden interessanten Brief:

Malta, St. Clement's, 30. VIII. 18.

Unter der Leitung des 1. Offiziers der H. A. Linie E. M. H. Misch haben im Laufe der Gefangenschaft etwa



Deutsches Soldatengrab in Le Havre.



zwanzig hier internierte Seefahrer eine achtzehnmonatliche gründliche theoretische Ausbildung in sämtlichen navigatorischen Fächern genossen. Die Mehrzahl von ihnen hat eine freiwillige Prüfung bestanden vor einem Ausschuss, dessen Vorsitzender Prinz Franz Joseph von Hohenzollern-Sigmaringen war und dem weiter folgende Herren angehörten:

Oberleutnant z. S. Witthoef (S. M. Kr. Emden)  
 Kapitän Luening (H. A. L.)  
 „ Baum (Rickmers)  
 „ Eckberts (Levante)  
 „ Klugist (N. D. L.)  
 „ Renken (Hansa)  
 „ Ericksen (Levante)  
 „ Kiel (Austral)

Um den jungen Leuten nach vierjähriger Gefangenschaft den Verlust weiterer wertvoller Zeit zu ersparen, beehren wir uns, in Anregung zu bringen, sie möchten nach ihrer Rückkehr nach Deutschland auf ihren Antrag sofort, also ohne nochmaligen Schulbesuch, zur Steuermannsprüfung zugelassen werden. Unseres Wissens war bis in die Mitte der 80er Jahre die Ablegung der Prüfung ohne Schulbesuch zulässig, und die aussergewöhnlichen gegenwärtigen Umstände dürften eine vorübergehende Rückkehr zu dem früheren Zustand hinreichend rechtfertigen.

Nach bestandener Prüfung könnten die Leute als Einjährige dienen.

Soweit ihnen die vorgeschriebene Seglerfahrt fehlt, schlagen wir vor, sie einstweilen zur Prüfung zuzulassen, ihnen das Patent aber erst nach Erlangung der Fahrzeit auszuhändigen.

gez. Dr. Kuenzer, Kaiserlich Deutscher Konsul,  
 E. Misch, I. Offizier H. A. L.  
 Proich, Kapitän ex. D. Derfflinger N. D. L.

Wir haben diese Bitte an die zuständige Stelle weitergeleitet, um eine Anerkennung der ausgestellten Zeugnisse zu erreichen.

### Umzug und Septemberversand der D. K. G. F. Bern.

Unsere sämtlichen Abteilungen mit Ausnahme der Interniertendruckerei wurden am 1. Oktober nach Gümligen bei Bern verlegt, wo uns ein geräumiges dreistöckiges Haus zur Verfügung steht. Die Vergrößerung kommt vor allem den stark angewachsenen Abteilungen Lagerunterricht, Berufsauskunft und Archiv zugute. Auch konnte für eine neue Abteilung „Gefangenenkunst“ Platz geschaffen werden. Nach Erledigung der Weihnachtsarbeit wird ferner die Buchbinderei, die wegen der vielen aus den Gefangenenlagern beschädigt zurückkehrenden Bücher erheblich vergrössert werden muss, in dem neuen Hause Platz finden. —

Der Bücherversand während des Monats September betrug trotz des langwierigen Umzugs 29,541 wissen-

schaftliche und belletristische Bücher (letztere z. T. schon für Weihnachten). Die Gesamtzahl der von der Abteilung Bücher-Zentrale bisher nach Frankreich und Italien geschickten Bücher steigt dadurch auf 437,560.

### Akademische Preisausschreiben für Kriegsgefangene.

Wir haben uns mit sämtlichen deutschen Hochschulen und Akademien in Verbindung gesetzt und sie um Mitteilung der Preisausschreiben, soweit sie sich zur Bearbeitung in der Gefangenschaft eignen, gebeten. Fast alle haben uns bereits das nötige Material gesandt, das wir jetzt an die kriegsgefangenen Akademiker weiterleiten.

An diesen Preisausschreiben können, soweit die Aufgaben von den Universitäten und Hochschulen gestellt sind, zunächst nur Angehörige der betreffenden Hochschule teilnehmen, doch haben wir angeregt, in geeigneten Fällen auch andere kriegsgefangene Akademiker teilnehmen zu lassen, etwa in der Form, dass für solche «externe» Preisbewerber besondere Anerkennungspreise oder Diplome erreichbar sind. Die eigentlichen Geldpreise würden dann satzungsgemäss den Angehörigen der betr. Universität vorbehalten bleiben.

Vielleicht wird sich auch die eine oder die andere Fakultät bewegen lassen, besondere Aufgaben für Kriegsgefangene Akademiker aller deutschen Hochschulen zu stellen. Das für die Bearbeitung solcher Aufgaben notwendige Studienmaterial stellt unsere Abteilung Bücher-Zentrale den Gefangenen auf Wunsch zur Verfügung.

Die Kriegsgefangenen haben den dringenden Wunsch, an dem geistigen Leben und Arbeiten der Heimat, dem so viele von ihnen ganz fremd geworden sind, wieder aktiven Anteil zu nehmen. Zu unserer Freude sind die deutschen Hochschulen und Akademien an ihrem Teile gern bereit, hierzu die Hand zu reichen. —

Wir fügen noch eine Liste hinzu (aus unserer Denkschrift), in welcher die uns bekannten kriegsgefangenen Studenten nach ihrer Zugehörigkeit zu den einzelnen Hochschulorten geordnet sind:

Berlin 208, München 149, Bonn 120, Leipzig 103, Münster 56, Heidelberg 47, Kiel 43, Freiburg 51, Göttingen 46, Marburg 40, Halle 37, Breslau 40, Karlsruhe 32, Jena 29, Strassburg 25, Greifswald 26, Darmstadt 26, Würzburg 20, Dresden 22, Tübingen 19, Stuttgart 17, Erlangen 17, Aachen 23, Köln 24, Hannover 23, Frankfurt a. M. 18, Rostock 14, Giessen 8, Chemnitz 10, Danzig 7, Freiberg 6, Mittweida 7, Braunschweig 5, Hohenheim 4, Eisenach 1, Mannheim 6, Tharandt 5, Hamburg 8, Königsberg 8, Aschaffenburg 2, Eberswalde 2, Posen 5, Düsseldorf 3. In Summa 1259. Zugehörigkeit uns noch nicht bekannt bei ca. 900.

Es versteht sich von selbst, dass diese Preisausschreiben auch den in der Schweiz internierten Akademikern zugänglich sind. Wir erteilen gern nähere Auskunft.  
 Woltereck.





## Briefkasten.

Anfrage 1: Wie bezahle ich kleinere Porto-Auslagen im Ausland?  
P. S. Langnau.

Antwort 1: P. S. Langnau. Vermittels der Rückantwortscheine, die im internationalen Postverkehr in allen Ländern Gültigkeit haben. Diese Rückantwortscheine werden von den Postämtern gegen Abgabe von Wertzeichen eingewechselt. In Deutschland kosten die Rückantwortscheine 45 Pfennig, welche die hiesigen Postämter gegen 25 Centimes in Marken einlösen.

Anfrage 2: Darf ich Kriegsgefangenen noch Pakete senden und durch welche schweizerische Sammelstelle bringe ich dieselben zur Versendung?  
R. B. Braunshweig.

Anfrage 3: An wen richte ich mein Gesuch, um über einen Kriegsgefangenen in England Auskunft zu erhalten?  
O. G. Basel.

Anfrage 4: Es soll von einem Internierten ein Gipsmodell „Der Sommekrieger“ entworfen sein? Wer ist dieser Künstler und kann man einen Abguß dieses Kopfes käuflich erwerben?  
Rubico, St. Gallen.

Antwort 4: Rubico St. Gallen. Der „Sommekrieger“ ist von dem Internierten Bildhauer Volk entworfen. Volk ist in Luzern (Hotel Bellevue) interniert. Wegen Ankauf eines Modelles wollen Sie selbst an Volk herantreten.

Gesucht per sofort:

**Tüchtigen**

**Cartonnagen-Zuschneider**

Dauernde Stellung und hoher Lohn.

**C. A. Dimmler, Cartonnage-Fabrik**  
Zofingen (Kanton Aargau). 1002

## Tücht. Kürschner

per sofort in gut bezahlte Stellung gesucht.

**O. VORBERG, ZÜRICH I,**

Hechtplatz Nr. 1.

988

**Gesucht**

**1 tüchtiger Gerber**

auf Sohl- und Oberleder.

996

**Gerberei Thusis, Kanton Graubünden.**

**Bankbeamte**  
**gesucht.**

**Stahl & Federer**

Aktiengesellschaft

**Stuttgart**

995

## W. S. C.

Im Auftrage der Berner A. H. des W. S. C. beehrt sich der Unterzeichnete Sie einzuladen zu der

**Herbstzusammenkunft der A. H. Vereinigung in der Schweiz**

auf Sonntag, den 3. November 1918, mittags 1 Uhr in den Gasthof zum Löwen in Jegensdorf bei Bern.

Abfahrt mit der elektrischen Bern-Solothurn-Bahn ab Bern 12 Uhr nachmittags.

Samstag abends 8 Uhr gemütliche Vereinigung im Restaurant d. Zunft z. Schmieden, Zeughausgasse 5/7, II.

Sonntag vormittags 11 Uhr Frühschoppen im Restaurant Zytgloggen in Bern.

Antwort bis spätestens 29. Oktober 1918 an den Unterzeichneten. Adresse: Luternauweg 12, Bern.

I. A. v. Werdt.

1003

**BRIEGER & CO., ZÜRICH I**

TELEPHON: SELNAU 4013 / FRIEDENSGASSE 5 u. 7 / TELEGRAMME: BRIEGERCO

TRAUERANDENKEN IN GLAS UND CELLULOID

ANDENKEN UND REKLAMEARTIKEL





VERKAUFS-FILIALEN  
IN ALLEN GRÖSSEREN  
SCHWEIZER STÄDTEN

